



In der Spur bleiben

Andere achten - anderen helfen

Informationsbrief
Nr. 65/3-2010
für
Juli
August
September



Monatsspruch August 2010:
Jesus Christus spricht:
Ihr urteilt, wie Menschen urteilen,
ich urteile über keinen.
Joh. 8,15



Grußwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Viele Bewundernswerte sind stetig in der Spur geblieben. So der Leiter des Ostberliner Stephanusstiftes, Werner Braune, dessen Buch „Abseits der Protokollstrecke“ uns Dr. Karl Dieterich Pfisterer vorstellt. Der Leiter ostdeutscher diakonischer Einrichtungen glaubte immer an die Deutsche Einheit und lebte sie vor allem von Weißensee aus. Unbeirrbar setzte er sich für Behinderte ein und suchte am Ende sogar für den entmachteten Erich Honecker eine Bleibe.

Christlich ist es, nicht wie Menschen über andere zu urteilen, sondern mit Christus erst einmal über keinen zu urteilen, wie wir aus der Andacht von Reinhardt Weiss erfahren. Auch der große, vor hundert Jahren verstorbene diakonische Pionier Friedrich von Bodelschwingh wusste: Die Bedürftigsten eröffnen uns das Gottesreich, sind Teil des göttlichen Plans unseres Herrn. Dr. Karl Dieterich Pfisterer beleuchtet sein Liebeswerk.

Heute zerteilen sich die großen Einrichtungen von einst wie Bethel und Weißensee in kleingliedrige, wohnortnahe Dienste, Sozialstationen und Beratungsstellen. Möge der Geist, in der Spur zu bleiben, andere zu achten und anderen zu helfen, auch „vor Ort“ lebendig bleiben.

Diesen gesellschaftsdienlichen Geist wollen die Mitglieder des Evangelischen Seniorenwerks in ihre letzte Lebensphase übernehmen, in der sie von vielen Zwängen früherer Lebensabschnitte befreit sind. Dr. Heiderose Gärtner und Heinz Dauner bedenken in ihren Beiträgen Möglichkeiten zum Engagement im Alter. Auch der Ökumenische Kirchentag, von dem berichtet wird, gab hier Anregungen. Und unser Beitrag über Armut in der Gemeinde zeigt hierfür einiges auf wie Patenschaften, Selbsterfahrung, Entrümpelungen.

Auch unsere Jahrestagung, die in das dritte Jahres-Quartal dieses Heftes fällt, soll uns Überlegungen näher bringen, wie wir als kirchlich Gebundene weiter in der Spur bleiben, andere achten und anderen helfen können. Auf Wiedersehen in Bonn ruft Ihnen daher frohgemut zu

Ihr

Inhalt

- 2 Grußwort
- 3 Inhalt
- 4 Andacht

Kurzgeschichte

- 6 Schmerzende Träume

Aus Kirche, Politik und Gesellschaft

- 8 Einweisung in die Alters-Aufgaben
- 14 Der Vater Bethels
- 27 Ein unerwartetes Geschenk
- 30 Bedürftige aus Armut heraus führen
- 30 Diakonie begrüßt Mindestlohn
- 31 Visionär des Katastrophischen
- 33 Dem Kompass treu bleiben
- 36 Die Achterbahn der Wirtschaft
- 40 Miteinander gegen Vorurteile
- 42 Ältere als hilfreiche Wegweiser

Aktuelle Seniorenthemen

- 44 Mehr über Armut wissen
- 50 Ältere bringen ihre Potentiale ein
- 51 T-Shirt misst Herzfrequenz
- 53 Das bessere Morgen ersehnen
- 56 Lebensstationen zuordnen
- 57 Der lüsternen Bürokrat

Aus den Evangelischen Seniorenwerk

- 60 Auf an den Rhein
- 61 Hand in Hand unterm Regenbogen
- 63 Diakonie und Caritas in lebendigem Gespräch
- 63 Vision der weitergebildeten aktiven Alten
- 68 Gemeinsam beten - aber wie?
- 69 Mosaik der Projekte
- 71 Auch Beruf und Pflege versöhnen
- 71 Eine andere Stadt suchen
- 72 In der BAGSO gut aufgestellt
- 72 Vielfältig aktiv

Hinweise und Mitteilungen

- 73 Für Sie gelesen
- 78 Rechtshilfe für Behinderte
- 79 Impressum



Andacht
von Reinhart Weiß
Baunatal,
ehemaliges
ESW - Vorstands-
mitglied



Gedanken zum Monatsspruch für August 2010

**Jesus Christus spricht:
Ihr urteilt, wie Menschen
urteilen,
ich urteile über keinen.**

Joh. 8,15

Das ist doch klar, Jesus urteilt, wenn überhaupt, anders als wir. Er ist für die gläubige Gemeinde Gottes Sohn. Fertig! Bei uns Mitbürgern im hoffentlich schönen Sommer 2010 sieht das ganz anders aus. Täglich, von früh bis spät, sind wir bewusst und unbewusst zu Urteilen, Beurteilungen im Großen und Kleinen gezwungen. Höre ich mir die neuesten Katastrophen schon mit den Frühhinrichten oder erst zum Mittag an? Trifft für mich die Färbung und Einschätzung des politischen Kommentars in der Tageszeitung zu, oder ist das auch wieder nur schwarz-rot-gelb-grünes Gesäusel, das zur Politikverdrossenheit beiträgt? Ich meine JA und Nein. JA deshalb, weil Gottes Wort in unser alltägliches Leben hineingesprochen ist, heute wie damals, als es formuliert wurde. NEIN, wenn

ich den Satz aus dem Zusammenhang reiße und schnell mit ihm fertig bin.

Da ich für das ESW schon etliche Jahre in der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft für das Bibellesen im Kreis der ca. 30 Delegierten aus allen deutschsprachigen Kirchen, Freikirchen, Werken und Verbänden dabei sein darf, wenn die Textvorschläge ausgewählt, in Kleingruppen besprochen und im Plenum zur Abstimmung kommen, habe ich eine lange Beziehung zu unserem Monatsspruch. Da darf ich unsere Leser noch auf eine Besonderheit hinweisen. Hinter der angegebenen Bibelstelle steht, wenn richtig zitiert wurde, in Klammern ein (L) oder ein (E). Das heißt, der Spruch wurde entweder aus der Lutherbibel oder der Einheitsübersetzung ausgewählt, den amtlichen Bibeln der Kirchen. Große Freude kommt im ÖAB-Kreis auf, wenn nach der Festlegung eines Bibelspruches über die Textfassung entschieden wird und z.B. der EKD-Vertreter sagt: „In diesem Fall ist die Einheitsübersetzung die eindeutigere Wahl“, in gleicher Weise votiert auch der Delegierte des Katholischen Bibelwerkes, wenn es um Luthertexte geht. Für unseren Monatsspruch wurde die Einheitsübersetzung gewählt und dieser lautet im Zusammenhang: Joh 8, 12-16 (E)

12: Als Jesus ein andermal zu ihnen redete, sagte er. Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, wird nicht in der Finsternis untergehen, sondern das Licht des Lebens haben. 13: Da sagten die Pharisäer zu ihm: Du legst über dich selbst Zeugnis ab; dein Zeugnis ist nicht gültig. 14: Jesus erwiderte ihnen: Auch wenn ich über mich selbst Zeugnis ablege, ist mein Zeugnis gültig. Denn ich weiß, woher ich gekommen bin und wohin ich gehe. 15: Ihr urteilt, wie Menschen urteilen, ich urteile über keinen. 16: Wenn ich aber urteile, ist mein Urteil gültig; denn ich urteile nicht allein, sondern ich und der Vater, der mich gesandt hat.

Es geht um das Selbstverständnis Jesu. Die Pharisäer und Schriftgelehrten, hochgebildete Leute, hatten nach der jüngsten Begegnung mit Jesus, als sie ihm eine beim Ehebruch ertappte Frau zum Steinigungsurteil vorstellten, klammheimlich das Weite gesucht, als er sie aufforderte

Steine zu werfen, wenn sie ohne Sünde sind. Das Spannungsverhältnis zwischen ihnen war groß und bei der nächsten Begegnung sagt Jesus eindeutig „Ich bin das Licht der Welt, wer sich auf mich einlässt, wird das Licht des Lebens haben“. Das wird gekontert mit der pharisäischen Feststellung „Dein Selbstzeugnis ist nicht gültig“. Jetzt könnten wir das alttestamentliche Gesetz über die Rechtmäßigkeit von Zeugenaussagen anführen, doch Jesus stellt unmissverständlich fest „Ihr urteilt, wie Menschen urteilen, ich urteile über keinen und wenn ich es doch tue ist mein Urteil gültig, denn ich handle in Übereinstimmung mit Gott, dem Vater“.

Ich bin sicher wir dürfen diese Worte auch auf uns anwenden. In einer Zeit, in welcher der Gottesbegriff so vieldeutig genutzt wird dürfen wir, wie übrigens die Mütter und Väter der Kirche von jeher, eindeutig von JESUS reden. Jesus ist der Zugang zu Gott. Seine freundliche Einladung gilt uns täglich und will unser Leben verändern, erfüllen, Friedfertigkeit, Hilfsbereitschaft in Wort und Tat und Kraft zur Fürbitte für diese Welt, für Gottes gute Schöpfung, freisetzen. Wir dürfen nötige Urteile und deren Vollstreckung geduldig dem lebendigen Gott in Jesus Christus überlassen und in Verantwortung vor ihm in unserer Zeit handeln.

Ob im hoffentlich schönen August 2010 Zeit und Gelegenheit für solche Gedanken sein wird? Das liegt an Ihnen liebe Leserin, lieber Leser. Anstöße zum Weiterdenken und Beten gibt es genug in diesem Text und Ihre Bibel sollten Sie auch dazu aufschlagen. In diesem Sinne wünscht Ihnen gute Gedanken.

Eine Reise beginnt nicht dann, wenn ich die Haustür hinter mir zuschließe.
Sie beginnt, wenn ich das Reiseziel aussuche.

Carmen Jäger

Sommerzeit

*Wie gut, dass es die Ferien gibt
Morgens aufstehen, wann man will.
Frühstücken, lange und ziemlich viel.*

*In die Badesachen, eingecremt und raus.
Die Sonne genießen und den Brunnen vor dem Haus.*

*Das klare kalte Wasser plätschert,
ein kleiner Vogel lustig zwitschert.*

*Müde in den Schatten kriechen,
mit geschlossenen Augen den Sommer riechen.*

*Schlafen, träumen unter Bäumen,
den Tag gemütlich ganz versäumen.*

*So viel Zeit noch vor mir liegt,
wie gut, dass es die Ferien gibt.*

Nyree Heckmann



Schmerzende Träume Eine Kurzgeschichte von Dieter Spazier

Das Alter ist die Zeit der Erinnerungen. Heißt es. Man macht sich's bequem in einem Sessel. Hat vielleicht eben ein Buch zugeschlagen und zündet sich eine zuvor gestopfte Bruyère an. Der Blick folgt den kleinen Rauchwolken. Schön, dass man sich nur der angenehmen Erlebnisse entsinnen muss. Dass es auch die negativen Ereignisse, bisweilen auch Schreckliches gegeben hat, das steckt vielleicht mit hinter der so vehementen Verneinung der Frage, ob man nochmals jung sein möchte. Bloß nicht. Wenn man auswählen dürfte, dann freilich... Zumeist hört man mit dem Lesen auf, wenn die Augen schwer werden und auch die Aufmerksamkeit nachlässt. Am Ende einer Seite fragt man sich, was denn darauf gestanden habe, und liest sie ein zweites Mal. Dann beschließt man die Lektüre und lehnt sich zurück. Es kann einen der Schlummer überkommen und mit ihm das Träumen. So wahr es sein kann, dass wir unser eigener Traumregisseur seien, so wenig sind wir doch frei zu entscheiden, was wir dabei inszenieren. Das Letzte vorm Einnicken war eine Erinnerung an Karla. Vielleicht weil der Roman gerade von einem Theaterabend erzählt hat. Karla war Schauspielerin und sie liebte auch in ihrem privaten Leben das Dramatische. So schön sie war, so anstrengend war sie auch.

In die Maske einer hundertjährigen Greisin geschlüpft, nur noch Haut und Knochen und buckelig wie eine Märchenhexe, stellt sie sich auf dem letzten Treppenabsatz dem keuchenden Gast in den Weg. Mit hämischem Kichern befiehlt sie ihn auf das Fossil eines Stuhles, der alles andere als vertrauenerweckend aussieht. Richard will durch die eilige Bezeugung seiner Bewunderung für die nach wie vor meisterliche Spielkunst der Freundin den originellen Empfang unterbrechen. Dazu kommt es nicht. Denn augenblicklich trifft ihn der krumme Stecken der

Alten in die Magengrube, verursacht dort einen brennenden Schmerz und stößt ihn auf das stuhlartige windschiefe Gestell. Und natürlich: Es birst. Mit Getöse stürzt der Gast in die Tiefe. Es scheint Minuten zu dauern bis er unten aufschlägt.

Richard findet sich, hellwach wie ihm scheint, zwischen den Trümmern des biedermeierlichen Familienerbstückes bei seinen beiden Füßen im Parterre. Mit zweierlei Schmerzen. Einmal spitz, punktförmig in der Steißbeingegend und einmal brennend heiß unter dem markstückgroß versengten Hemd in der Magengrube. Dort hält seine rechte Hand die qualmende Pfeife umschlossen. Er ist aufgewacht.

So schlimm war es lange nicht gewesen. Zwar ist die quälende Müdigkeit, die ihn so plötzlich überkommen kann, schon geraume Zeit seine Begleiterin. Meistens gibt er sich ihr resignierend hin. Aber richtiggehend abgesackt ist er dieses Mal. Abgestürzt. Das morsche Gehölz seiner Ahnen hat ihn nicht mehr getragen.

Mühsam klimmt sich der gelehrte Mann an dem angrenzenden gusseisernen Kanonenofen hoch. Mit der linken Hand. Die rechte ist mit dem weiterglimmenden gefährlichen Tabaksrauchutensil besetzt. Die Bauchbrandwunde zu kühlen dient das Äußere einer vereisten Aquavit-Flasche aus dem Kühlschrank, während eine kräftige Dosis ihres Inhalts den Blessierten innerlich wärmt.

Was war das noch für ein Traum?

Karla gibt es wirklich. Und es gab eine Zeit mit Karla. Das ist ziemlich lange her. Jetzt ist sie über sechzig. Damals erlitt sie die ersten Schübe einer multiplen Sklerose. Mit der Bühne war Schluss. Vereinzelt kriegte sie noch Engagements in Kino- und Fernsehfilmen. Die Rollen wurden ihr auf den Leib geschrieben: sie stellte gelähmte, geschundene, vom Leben misshandelte, von den Menschen mit Undank überschüttete Frauen in Betten, Sesseln und Rollstühlen dar. Sie war auch im privaten Leben nach und nach eine andere geworden. Auch in den Zwischenzeiten, in denen sie zunächst noch symptomfrei war. Sie selbst hat das energisch bestritten.

Die Krankheit war übrigens nicht der Grund für das Scheitern ihrer Beziehung. Auch nicht, dass

die Freundin sich nach jüngeren und agileren Männern umgesehen hätte. Nein, das Hindernis war eine Unbegreiflichkeit, die Richards Weltbild störte. Karla verkörperte gewissermaßen das nicht vorgesehene Dritte außerhalb von Poesie und Wissenschaft, den Ingredienzien des gelehrten Schaffens eines Mannes von Bildung. Sie nannte es das "Tirillieren", nur eben so, wie die Vögel am Morgen. Es musste nicht schön, und es musste nicht richtig sein, um doch Spaß damit zu haben. Schauspielerart, meinte sie gelegentlich, sei das. Man ist Medium zwischen Inhalt und Gestaltung. Das eine hat ein Autor, das andere ein Regisseur festgelegt. Zwischen Denken über Sinn und Empfindung für den angemessenen Ausdruck die Figur sein. Zerbräche sich der Schauspieler die Köpfe von Autor und Regisseur, verlöre er, was neben anderem sein Talent ausmacht: die Unbefangenheit. Darum hält Karla auch Bücher, wie sie Richard schreibt, für im Grunde überflüssig. Sich auf eine Parkbank setzen und Tieren und Kindern beim Spielen zusehen, das sei, was der Mensch zur Bildung brauche. Mit der Zeit jedoch verlor sich jene Unbefangenheit und wich zunehmend dem Sinnieren über ihr Krankheitsschicksal.

Das war nicht mehr die „alte“ Karla, die alle faszinierte. Auch Richard war ja von ihr angezogen. Aber er war es auf eine höchst widersprüchliche Weise. Sie war ihm unbegreiflich. Ihre "Philosophie" verweigerte sich den Ordnungen seines reflektierenden und poetisierenden Geistes. Schon gar nicht ertrug es der gelehrte Mann, wenn Freunde Karlas Partei nahmen und zugleich bei ihm Defizite entdeckten, seinen Kulturbegriff weltfremd oder menschenfeindlich nannten. Manche hielten ihn für ein grandioses System neurotischer Abwehr, das die nun einmal nicht zu leugnende und

schon gar nicht aufhebbare, dem Leben innewohnende Unlogik übertönen will. Richard hätte umgekehrt vorbringen können, dass Karlas so gelobter naiver Humor nichts anderes als kompensatorische Euphorie sei. Aber das hinderte sein Feingefühl angesichts der inzwischen eingetretenen Krankheitsverschlimmerung: beide



Traum. Acryl. von Ingrun Spazier

Beine waren dauerhaft gelähmt. Ausgerechnet von dieser Frau nun träumt er. Ein deliranter Traum. Irgendwie geht etwas schief, geschieht vielleicht sogar ein Verbrechen. Es kommen Laute und Satzketten aus dem Telefon, die keinen zusammenhängenden Sinn ergeben. Dann

ein Menschengetümmel. Die Personen überlagern sich, verwandeln sich. Die ganze Situation ist unheimlich. Wirklichkeit? Nur eine Theaterszene? Karla scheint in Not zu sein. Womöglich Richards Stunde. Die Stunde des Retters. Die Stunde des Mannes, der den Code kennt, um Verworrenes und Verirrtes in die Vernunft zurückzuholen. Er muss sich einer Prüfung unterziehen, ist aber völlig unvorbereitet und weiß nichts außer, dass er durchfallen wird. Es erschrickt ihn, wie er sich aktiviert, wie er erregt hinaufsteigt ins oberste Geschoss, um, auf dem höchsten Absatz, eine Hexe anzutreffen. Ein hämisches, grässliches Wesen, das ihn verhöhnt und wegstößt und zuletzt mit der Antiquität eines Stuhles seiner Vorfahren schlägt und zu Boden gehen lässt.

Aber auch diese Bruchstücke, die nachträglich noch in die Erinnerung aufsteigen, lassen das Geträumte unverständlich bleiben. Richard kann die Geschichte nicht zusammen bringen. Das quält ihn, denn er hat das bestimmte Gefühl, dass der Traum wichtig war.

Zu sehr auch schmerzen ihn der verbrannte Bauch und das gestauchte Steißbein. Zusammengeschnurrt auf einen kaum mehr als faustgroßen Klumpen rohen Fleisches, der wie Feuer brennt.



Göttlich

**Leben
unter diesem Sommerhimmel**

**Leben dürfen
unter deinem weiten Herzen**

Tina Willms

Einweisung in die Alters- Aufgaben

Methodische Hinweise zur Gottesdienst-Feier der Goldenen Konfirmation

Von Pfarrerin Dr. Heiderose Gärtner-
Schultz, Altdorf/Pfalz



Dr. Heiderose Gärtner-Schultz Bild: Privat

Sinn und Zweck der Feier der Goldenen Konfirmation schilderte Pfarrerin Dr. Heiderose Gärtner-Schultz im letzten ESW-Informationsbrief 2/2010. Sie öffnete darin den Blick für die Möglichkeit, die Goldene Konfirmation zu einem Anstoß für eine kreative Mitwirkung in der Gemeinde werden zu lassen: Diakonisch, prophetisch und pädagogisch. In der zweiten Folge ihrer Darlegungen zur Goldenen Konfirmation erhält Pfarrerin Dr. Gärtner-Schultz nun folgend methodische Überlegungen für die Durchführung der Feiern.

Die Feier der Goldenen Konfirmation umfasst nicht nur den Gottesdienst, sie lebt von vielfältigen Begegnungsmöglichkeiten. Zu nennen sind die Vorbereitungstreffen und die Nachfeier, die auch Gelegenheit zu Einzelgesprächen bieten sollen, sowie der Gang auf den Friedhof. Auch über andere vorangehende Veranstaltungen, so zum Beispiel eine Begegnung mit den grünen Konfirmanden/innen im Rahmen eines Wochenschlussgottesdienstes am Samstag vor der Goldenen Konfirmation, sollte nachgedacht werden. Hier kann der Austausch zwischen Generationen eingeübt und gepflegt werden. Jedes einzelne Treffen beinhaltet unterschiedliche, vorwiegend seelsorgliche und diakonische Aufgaben. Möglich sind auch Hausbesuche im Anschluss an das Fest, bei den Menschen, die im Ort wohnen. Anregenswert ist die Möglichkeit des erneuten Treffens dieses Jahrgangs in ein- oder zweijährigen Abständen.

Eine Geste sensibler Wahrnehmung zeigt sich in der Einladung auch derer, die in der Kirchengemeinde wohnen, aber in Gebieten konfirmiert wurden, in denen diese Feier nicht stattfindet. Zwanzig Jahre nach der Öffnung der Grenze zwischen Ost- und Westdeutschland könnte dieser Personenkreis geringer sein, da heute auch in den östlichen Bundesländern wieder eine Goldene Konfirmation gefeiert werden kann, wobei sich dies quantitativ nicht immer tragen mag. Zu denken ist auch an jene Christen, die in ehemaligen deutschen, heute russisch besiedelten Gebieten konfirmiert wurden oder, ganz aktuell, an die Menschen, die aus der GUS nach Deutschland übergesiedelt sind.

Durch die unterschiedliche Situation der Kirchen in Ost- und Westdeutschland ist für die Kirche heute eine neue Situation entstanden. Sie zeigt sich unter anderem darin, dass es nicht mehr selbstverständlich ist, dass Menschen, die 65 Jahre alt sind, auch getauft und konfirmiert sind, da sie etwa zu „DDR-Zeiten“ keinen Zugang zur Kirche gefunden hatten. Es ist aber durchaus denkbar, dass auch sie nach einem (Neu-)Anfang mit Gott und nach Begleitung suchen.

Das Vorbereitungstreffen

Das Vorbereitungstreffen dient dem Kennenlernen des/der Pfarrers/in, dem gegenseitigen Wiedersehen, der Erinnerung und der Vorbereitung des Gottesdienstes, evtl. mit Einüben der alten Konfirmationslieder, dem Gespräch über Predigttext, Lesung und Fürbittengebet. Organisatorische Äußerlichkeiten, die nicht ohne inhaltliche Symbolik sind, können hier angesprochen werden, wie etwa der Einzug, besondere Sitzplätze in der Kirche, Anstecken der vergoldeten Myrthensträußchen und anderes. Dieses erste Treffen wird wohl überwiegend der Rückschau und dem Wieder-Kennenlernen dienen.

Dazu können die Goldenen Konfirmanden/Konfirmandinnen im Einladungsbrief aufgefordert werden, Fotos aus jener Zeit, eventuell Konfirmationsfotos, mitzubringen. Auch für den/die Pfarrer/in bietet sich hier die Möglichkeit, verstehen zu lernen, wie die Goldenen Konfirmanden/Konfirmandinnen die Zeit ihrer Grünen Konfirmation erlebt haben. In einem ersten Schritt kann ihre Sichtweise wahr- und aufgenommen werden. Auch wenn nicht jedes Wort rein pragmatisch in Hinsicht auf die Gottesdienstgestaltung gehört und auf seine Verwendbarkeit hin fokussiert wird, kann das hier Erfahrene doch bereits zum informellen Bestandteil der Gestaltung des späteren Gottesdienstes werden. Die mitgebrachten Fotos oder Schriften können kopiert als Wandzeitung in der Kirche aufgehängt werden.

Die Feier des Gottesdienstes

Der Gottesdienst findet am frühen Nachmittag, zweckmäßigerweise um 14 Uhr statt, anschließend findet ein Nachtreffen statt. In die Gestaltung bringen die Jubilare auf ihre Weise eigene Beiträge, Selbstgedichtetes, gemeinsam Eingeübtes und Ähnliches ein.

Der Gang zum Friedhof, um vielleicht einen Kranz niederzulegen und sich der Verstorbenen zu erinnern, erfolgt in der Regel im Anschluss an den Gottesdienst, kann aber auch vor dem Gottesdienst oder einen Tag vor der Goldenen Konfirmation erfolgen. In einem Gebet können

dann diese Erinnerungsbilder losgelassen und dem Dank an Gott für die Bewahrung des Lebens kann Ausdruck gegeben werden. Ein gemeinsam gesprochenes „Vaterunser“ verbindet alle Beteiligten untereinander und mit der Gemeinschaft der Kinder Gottes.

Folgender Ablauf ist für die Gottesdienst-Feier denkbar: Eröffnung mit Musik zum Einzug, Eingangsgesang, Votum, (Klage-)Psalm, Ehrenspruch, Gebet, Schuldbekennnis, Kyrie.

In der Eröffnung des Gottesdienstes soll Gelegenheit gegeben werden, Versagen, erlebtes Unrecht, Schicksalsschläge und die Erfahrung der Abhängigkeit, z. B. in der Form der Klage zu Wort kommen zu lassen. Diese Inhalte werden in der Psalmlesung (eine Auswahl geeigneter Psalmen sind die Psalmen 6, 25, 31, 32, 38, 39, 51, 56, 62, 71, 73, 86, 90, 95, 121, 130, 143.) aufgenommen. Anschließend erfolgt die Bündelung in der Form der Offenen Schuld. Diese schließt mit dem Kyrie. Der Gemeinschaftscharakter des Gottesdienstes wird durch den im Wechsel mit der Gemeinde gesprochenen Psalm deutlich. Die Goldenen Konfirmanden/Konfirmandinnen werden damit schon hier am Vollzug des Gottesdienstes beteiligt.

Auf Gott verwiesen

Die sogenannte Offene Schuld wird hier als „ein Bekenntnis des grundsätzlichen Verwiesenseins des Menschen auf Gott“ im Sinne von: „Wir stehen in Gottes Schuld“ verstanden. Das angeführte Gebet spricht die als eigene erkannte Unzulänglichkeit des Menschen an, das Versagen gegenüber den Mitmenschen und an der Welt.

Gebet

„Lasst uns vor Gott unsere Sünden bekennen: Herr, unser Gott, du weißt, was für Leute wir alle sind, und wir wissen es auch, können es jedenfalls vor dir nicht verleugnen. Du kennst unsere harten Herzen, unsere unreinen Gedanken und Begierden, unsere Irrtümer und Übertretungen. Du kennst die vielen Worte und Taten, die dir nicht gefallen und mit denen wir den

Frieden auf Erden nur stören und zerstören können. Wer sind wir, dass wir in dieser Stunde dir zu dienen und uns untereinander wirklich zu helfen vermögen? Wir halten uns ganz an deine Verheißung in Jesus Christus. Um seinetwillen glauben und vertrauen wir. Du wirst uns helfen, nicht weil wir gut und stark wären, aber weil du es bist. Amen.“

Der Gemeinschaftscharakter des Gottesdienstes kann im Verkündigungs- und Bekenntnisteil dadurch gespiegelt werden, dass Mitglieder des Presbyteriums oder andere Gemeindeglieder mitwirken, indem sie etwa die Schriftlesung vornehmen oder eine dialogische Predigt gehalten wird.

Verstorbener gedenken

Für das Verstorbenengedenken kann auf dem Altar für jeden/jede Verstorbene/n eine Kerze aufgestellt werden, die bei der Verlesung des Namens angezündet wird. Es folgen Kollektengebet, Lied, Verkündigung und Schriftlesung zur Predigt.

Als Vorschläge für die Schriftlesungen, die auch als Predigttext denkbar wären, nenne ich für die Thematisierung der Bewahrungserfahrung und des Hoffungsaspektes: Jesaja 55, 8-11, 1. Mose 8, 21-22; 9, 12-17, Offenbarung 21, 3-6, Matthäus 13, 44-46; Römer 5, 1-5. Der Verantwortungs- und Aufgabencharakter des Lebens, der auch das Alter prägt, da Gott auch den alten Menschen fordert, kann mit folgenden Stellen angesprochen werden: Lukas 2, 22-40, Römer 12, 1-2, Jesaja 40, 29-31.

Es wird, nach der Lebensdeutung vom Evangelium her, vor allem der Zukunftsaspekt sein, der in der Predigt zum Tragen kommt. Der Gott, der im Leben mitgeht, der die Zukunft schenkt, hält auch für den alten Menschen noch Aufgaben in dieser Welt bereit, die die Frage nach dem Lebenssinn beantworten. Der Ältere wird sie entdecken, Gottes Zusage ist dabei wie die „Wünschelrute“, die anzeigt, wo lebenswichtiges Gut zu finden ist. Die Verantwortung für diese Welt ist auch im Lebensabschnitt des Alterns nicht zu Ende.

Hoffen im Alter

In einer Ansprache zur Goldenen Konfirmation über Offenbarung 21, 3-7, habe ich dies exemplarisch ausgeführt. Sie versucht, Begegnungsräume zwischen Gott und Mensch durch offene und einladende Sprache zu schaffen. Meinem Vorschlag zufolge könnte das lauten:

Predigtvorschlag

„Liebe Goldene Konfirmanden, liebe Goldene Konfirmandinnen, liebe Gemeinde!

Ein langes Stück Leben, ein ausgedehnter Lebensweg, liegt hinter Ihnen; was noch kommt, wissen Sie nicht: Noch einmal halb so viel wie bisher oder weniger? Aber der Tag heute lässt uns freuen, dass Ihnen die Gnade zuteil wurde, dieses Alter, diesen Tag der Goldenen Konfirmation zu erleben. Fünf von Ihnen ist dieses Geschenk nicht zuteil geworden.

Unser Predigttext spricht von einer schönen Vision, dass alles neu wird, dass alles gut wird, Trauer und Leid zu Ende sind. Hoffen? Kann man das auch noch im Alter, dann, wenn man im Leben viel durchgemacht hat wie sie: Den Krieg in den Jugendjahren, die Nachkriegszeit, Freude und Leid in und mit der Familie und nun manchmal auch die Einsamkeit? Kann man da noch hoffen? Hoffen, dass alles gut geht, dass alles gut wird, wie der Predigttext es sagt: 'und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen.'

Vielleicht ist die Hoffnung im Alter eine andere als in der Jugend - eine geläuterte -, eine Hoffnung, die andere Erwartungen als die Hoffnung der Jugend trägt. Früher war die Hoffnung geprägt von Erwartungen eines guten Lebens mit genügend Auskommen und Geld. Vielleicht war auch die Hoffnung da, als Sie Konfirmanden waren, das große Glück im Leben zu machen - alles lag ja vor Ihnen. Heute können und dürfen Sie auch noch hoffen. Die Inhalte der Hoffnung sind andere geworden. Hoffnung im Alter heißt oftmals, sich noch ein Stückchen Leben, einige Jahre wünschen - einige erfüllte Augenblicke, in denen Sie und Ihre Erfahrung gebraucht wird

und für andere hilfreich ist. (Eventuell kann hier der Aufgabencharakter ausgeführt werden.) Ich denke, die größte Hoffnung im Leben, besonders dann im noch älter gewordenen Leben ist die Hoffnung auf Gott, ER ist A und O, Anfang und Ende. Er gab uns das Leben; wir haben es angenommen mit Freude und Leid. Jetzt können wir jeden Tag dankbar sein für dieses, sein Geschenk, die Lebensaugenblicke, die er noch für uns bereithält. Auf Gott gehen wir zu; er lässt uns nicht allein - seine Geborgenheit kommt uns näher. Bei Gott wird es nichts mehr geben, was uns bedroht, wie das Leid und den Schmerz, die zum Leben gehören. Bei Gott wird alles neu, heil, ganz und gut sein - wir und unser ganzes Leben - eine schöne Hoffnung. Ein Stückchen Geborgenheit in dem ungeborgenen Leben! Ein schönes Zukunftsbild, eine große Hoffnung."

Die Initiation ins Altern

Nach der Predigt steht die Initiation ins Altern an. Die Initiation ins Altern geschieht durch Hinführung, Tauf- und Konfirmationserinnerung, Bekenntnis, Wort der Gemeinde mit Überreichung der Urkunde, Einzelsegnung, Worte der Goldenen Konfirmanden/innen und Fürbitte. Hier haben individuelle lebensgeschichtliche und gemeinschaftliche Erlebnisse sowie lokale Ereignisse der damaligen Zeit ihren Platz.

Vorstellbar ist die Gestaltung dieses Parts durch einige der Goldenen Konfirmanden/Konfirmandinnen. Die Projektion weniger ausgewählter Bilder an eine Reflektionswand im Kirchenraum mit Erläuterung kann einen Einblick in die Vergangenheit der Goldenen Konfirmanden/Konfirmandinnen geben. Vielleicht sind Wandzeitungen aus vorhanden Zeitungen, Fotos und Selbstverfasstem angefertigt worden, dann können sie in diesem Teil erläutert werden. Auch ein Anspiel oder dialogisches Mithineinnehmen in die Wirklichkeit der Goldenen Konfirmanden/Konfirmandinnen ist möglich.

Bekenntnis

Ein einem Bekenntnis vergleichbares Antworten

auf die im Gottesdienst erfolgte Bewahrungszusage und Vergewisserung, die Konfirmationscharakter hat, ist denkbar und sinnvoll. Aktiv kann hier ein Mensch gemeinschaftlich mit den anderen seine Antwort auf die Vergewisserungserfahrungen in seinem Leben geben. Die dialogische Struktur der Gottesbeziehung wird in solch bekenntnishaften Äußerungen besonders deutlich.

Die Vergewisserung der Bewahrung durch Gott wird durch die Erinnerung an die Taufe und die Konfirmation gestaltet. Worte des Dankes oder der Hoffnungen und Wünsche bezüglich der Gemeinschaft können hier gesprochen werden. „Was liegt noch vor uns, was schaffen wir nicht allein, wo wünschen wir uns Hilfe?“, so können die Fragen heißen. Aber auch Dank: „Gut dass ihr da ward in der Vergangenheit und heute da seid, das reicht schon, das gibt Kraft“. Das Fürbittengebet verbindet das vor den Goldenen Konfirmanden/Konfirmandinnen Liegende mit dem Zuspruch der Gemeinde.

Urkundenübergabe und Segnung

Die Urkundenübergabe versinnbildlicht die Akzeptanz des Vergangenen, nun kann sich der Mensch frei seinem neuen Lebensabschnitt zuwenden. Es ist aber nur ein „Zwischenbescheid“ darüber, dass er mit Gott sein Leben gestaltet. Die „Endbilanz“ bleibt diesem allein vorbehalten.

Die Einzelsegnung dokumentiert die Initiation ins Altern und weist in die Zukunft. Zurückgegriffen kann werden auf die „Gestaltungshilfen“ 1986, 53, Nr. 2-5, 8 sowie auf „Agendenentwurf“ 1995, Nr. 2, 198 mit „Segensvoten“.

Segensvoten

Nimm hin den Heiligen Geist, Schutz und Schirm vor allem Argen, Stärke und Hilfe zu allem Guten, von der gnädigen Hand Gottes, des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist gebe dir seine Gnade, Schutz und Schirm vor allem Argen, Stärke und Hilfe zu allem Guten, um des teuren Verdienstes unseres einzigen

Erlösers Jesu Christi willen.

Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist gebe dir seinen Segen, Schutz und Schirm vor allem Argen, Stärke und Hilfe zu allem Guten. Er leite dich zum ewigen Leben, zu dem er dich berufen hat. Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist gebe dir seine Gnade, Schutz und Schirm vor allem Argen, Stärke und Hilfe zu allem Guten, dass du bewahrt wirst zum ewigen Leben. Der Segen Gottes, der euch bis heute begleitet hat, durch schöne und schwere Zeiten, der bleibe bei euch und stärke euch für den Weg, der noch vor euch liegt, bis ihr ans Ziel kommt.

Die Individualität und Einmaligkeit wird im Zuspruch der Botschaft Gottes an den/die einzelne/n deutlich, die die Einzelsegnung dokumentiert. Sie symbolisiert die Liebe Gottes zu diesem bestimmten Menschen.

Ganz bestimmte Aufgaben sind dem Menschen in dieser Lebensphase von Gott zugeordnet. Ein sinnvolles Leben wird dann gelingen, wenn der Mensch sich um diese Aufgaben bemüht, so geschieht Lebensbewältigung.

Bewältigungserfahrungen im Gottesdienst haben vor allem in der Tauf- und Konfirmationserinnerung ihren Platz.

Gemeinsames Abendmahl

Gemeinsam wird das Abendmahl gefeiert mit Vorbereitung, Sündenbekenntnis, Gnadenzusage, Einsetzungsworten, Austeilung und Danksagung

Den Abschluss bilden Fürbitte und Sendung mit einem Allgemeinen Fürbittgebet und Sendungsworten. Es folgen Vaterunser, Segen und Musik zum Auszug.

Im Fürbittengebet ist der Ort der speziellen Fürbitte für die Goldenen Konfirmanden/Konfirmandinnen. Es nimmt im Bewusstsein der durch Gott den Dank in die Bitte um die weitere Bewahrung und Begleitung hinein. Dieses Gebet wird durch den Zuspruch der Gemeinde bereichert. Die Verflochtenheit von der kleinen Gemeinschaft der

Goldenen Konfirmanden/innen mit der großen Geschwisterschaft der Kinder Gottes symbolisierenden Gemeinschaft der Gemeinde, wird deutlich, indem die versammelten Gottesdienstteilnehmer den Goldenen Konfirmanden/innen Gottes Hilfe und Nähe zusprechen.

Die Sendung

In der Sendung wird dargestellt, dass der Mensch befähigt ist, diesen neuen Lebensabschnitt mit seinen Aufgaben anzunehmen. Die Aufgaben, die Gott für diese Menschen im Alter bereit hält, werden zusammenfassend in dem Auftrag deutlich, der allen anderen Aufgaben zu Grunde liegt, nämlich dem, die gute Botschaft Gottes weiterzusagen. Im Sinne des exegetischen Befundes wird hier an die prophetischen, pädagogischen und diakonischen Aufgaben der Älteren erinnert.

Grüne Konfirmanden beteiligen

Die Einbindung der grünen Konfirmanden/Konfirmandinnen in den Gottesdienst kann in besonderer Weise die Zusammengehörigkeit von Alter und Jugend, denn Kinder Gottes sind Junge und Alte, betonen. Dieser Gottesdienst sollte nicht nur als Erinnerung, Rückschau und Jubiläumsfeier gestaltet werden; vielmehr sollte sein initiativischer Charakter durch den Blick auf die Zukunft deutlich die Oberhand gewinnen.

Sommerfreude

Im Sommer fließt Gottes Liebe über.

Er verschwendet sich an uns.

Den Blumen gibt er Farben und Duft.

Dem Sonnenlicht schenkt er Wärme und Kraft.

Im Rauschen des Bachs klingt ein leises Lied

und die Wipfel der Bäume wiegen sich sanft im Wind.

Der Sommer erzählt uns von Gottes Liebe:

Großzügig, verschwenderisch, leise und sanft:

so verschenkt er sich an uns.

Tina Wilms





Der Vater Bethels Zum 100. Todesjahr Friedrich von Bodelschwinghs

von Dr. Karl Dieterich Pfisterer, Stuttgart

„Damals als unsere vier Kinder starben, merkte ich erst, wie hart Gott gegen Menschen sein kann, und darüber bin ich barmherzig geworden gegenüber anderen.“ Barmherzigkeit ist das Leitbild im Leben und in der Arbeit von Friedrich von Bodelschwingh. Sein Lebenswerk Bethel ist bekannt geworden als die „Stadt der Barmherzigkeit“. Auf seinem Grabstein - er starb vor 100 Jahren am 2. April 1910 - steht das Bibelwort des Heidenmissionars, Theologen und Kirchengründers Paulus: „Weil uns Barmherzigkeit widerfahren ist, darum werden wir nicht müde.“ (2. Korinther 4,1).

Ein der wissenschaftlichen Forschung verpflichteter Historiker charakterisiert Bodelschwingh so: „Sein Mitgefühl kannte tatsächlich, so scheint es, keine Grenzen. Wo er helfen konnte, da half er auch.“ Selbst sagt er dazu gleichermaßen eingängig wie einprägsam: „Es geht kein Mensch über diese Erde, den Gott nicht liebt.“ Weil er selbst durch diese Barmherzigkeit tief bewegt war, bewegte er andere. Diese Wende zur Barmherzigkeit in seinem Leben führt Bodelschwingh auf einen harten Schicksalsschlag,

nicht auf ein überschwängliches Erfolgserlebnis zurück, auf eine Verlusterfahrung, die seine Frau und ihn hätte bitter machen können und nicht notwendigerweise hätten barmherzig machen müssen. Das ist erstaunlich, keineswegs selbstverständlich! Das eingangs wiedergegebene Zitat über die Barmherzigkeit in seinem Leben verdanken wir einem Lebensbild von Gustav von Bodelschwingh über seinen Vater. Der Sohn hatte mitbekommen, wie der Vater in einem seelsorgerlichen Gespräch einen anderen Vater in seiner Trauer mit dieser seiner eigenen Lebenserfahrung zu trösten sucht.

Diese für Bodelschwingh neue Erfahrung und Erkenntnis, dass Gott auch den Seinen gegenüber hart sein kann, findet sich denn auch in Zeugnissen aus den Jahren 1869 und 1870, als Friedrich von Bodelschwingh Gemeindepfarrer im westfälischen Dellwig war. Innerhalb von vierzehn Tagen verloren die Eheleute Friedrich und Ida von Bodelschwingh alle ihre vier Kinder. Sie waren sechs, fünf, drei und zwei Jahre alt und starben an Keuchhusten und Lungenentzündung. In einem von Bodelschwingh herausgegebenen Sonntagsblatt, dem Westfälischen Hausfreund thematisiert er dieses Ereignis in einem Bericht mit der Überschrift „Von dem Leben und Sterben vier seliger Kinder.“ Die Reaktion auf diesen Artikel war für die Eheleute unerwartet, aber ermutigend. Sie erhielten über zweihundert Beileidsschreiben von Menschen aus ganz Deutschland. Die Absender waren



Friedrich und Ida von Bodelschwingh - Aufnahme von 1861

ihnen nicht alle bekannt, ja manche wollten bewusst anonym bleiben. Nicht wenige schrieben als selbst Betroffene. Die Eheleute blieben in ihrer Trauer nicht allein. Ein Jahr drauf, zum Jahrestag des Todes ihrer vier Kinder, entschließt sich Bodelschwingh trotz einiger sehr verständlichen Hemmungen, eine repräsentative Auswahl dieser Schreiben in zwei Ausgaben seines Blattes zu veröffentlichen. Eine Scharlachepidemie hatte den Hauptort seiner Gemeinde erfasst. Nun ist nicht nur eine Familie wie vor einem Jahr, sondern mehrere, ja eine ganze Ortschaft betroffen. Ein Dorf ohne kleine Kinder!

Briefe der Liebe

Diese Briefe helfen ganz offensichtlich bei der Trauerarbeit. Bodelschwingh spricht davon, dass „das große Bündlein Briefe“ so viel an „menschlicher Liebe und Anteilnahme“ und so viel an „göttlichem und himmlischen Trost“ enthält, dass er aus Dank für diese „Wohltat“ den in ihnen enthaltenen Trost weitergeben möchte. Für ihn „atmen diese Briefe eine Liebe, einen Glauben, eine Hoffnung“, dass er sich selbst geborgen weiß und dass er in dieser zufällig zustanden gekommenen Selbsthilfegruppe der Briefeschreiber und

Briefe Leser diejenige „Gemeinschaft der Heiligen“ spürt und erfährt, zu der er sich in jedem Sonntagsgottesdienst bekennt, wenn er mit der Gemeinde zusammen das Glaubensbekenntnis spricht.“

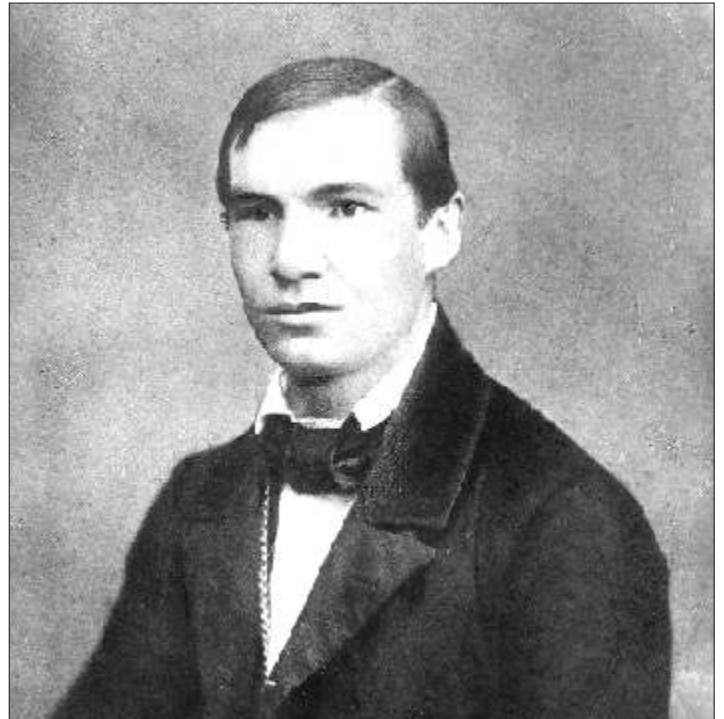
In einem dieser Briefe meldet sich ein „teurer Freund aus Süddeutschland zu Wort.“ Die theologische Deutung, die dieser Freund dem Tode seines einzigen Kindes gibt, macht sich Bodelschwingh weitgehend zu eigen. Die Sprache, in der er dies niederschreibt, ist nicht für diesen konkreten Anlass eigens geschaffen worden. Leider ist das Interesse der Geschichtsschreibung an dieser Sprachtradition und ihrer Bedeutung kaum ausgeprägt, obwohl nicht gerade wenige Eltern ihre Trauerarbeit in ihr artikulieren. In dem, was Bodelschwingh sagt, kommt die Überzeugung zum Ausdruck, dass sich die Stimme Gottes nicht nur meldet, wenn er sich uns zuwendet, sondern auch dann, wenn er uns zurechtweist. Bodelschwingh sieht im Tod seiner Kinder auch eine Anfrage an die Eltern, ob ihre Liebe zu ihnen noch Platz lässt für die Liebe zu Gott. Das ist die eine Seite, aber dann fährt er fort und sagt: „aber scheidende Kinder scheiden nicht von Gott und seinem Frieden; sondern ziehen zu ihm. Man darf an demselben Herzen ruhen, wo sie ruhen da verliert der Schmerz alle seine Bitterkeit und wird ein gesegnetes Heimweh draus nach der lieben ewigen Gottesstadt.“ In dem Tod dieser Kinder findet sich Zurechtweisung und Zuwendung. Es ist nicht nur vom lieben Gott die Rede, aber auch nicht von einem grausamen Gott. Durch die Trauerarbeit wandelt sich ein brennender Schmerz in ein „gesegnetes Heimweh“, das sich nicht mit dem Diesseits vertrösten lässt. Diese Dialektik von Zuwendung und Zurechtweisung, von Gnade und Gericht lebt von einer solch gewissen Jenseitshoffnung und ist beseelt von einem solch intensiven Heimweh, dass bei Friedrich von Bodelschwingh gerade darin Raum für alle bleibt, die Barmherzigkeit brauchen. „Wir erfahren, dass Gott für das Heil des Menschen alles getan hat, da kann man für das Wohl des Menschen gar nicht genug tun.“ (Eberhard Jüngel EG, S. 455)

Bodelschwingh betont immer wieder, dass es auch Seiten der Trauer gibt, die privat bleiben müssen. Dies bedeutet aber nicht, dass die menschliche Betroffenheit in dieser Auswahl von Zeugnissen zurücktritt hinter abgehobene Deutungsversuche. Im zweiten Dokument seiner Auswahl finden wir die Geschichte einer Mutter, die vor Trauer krank wurde. Ein Elternpaar verliert fünf Kinder in einer Woche, vier davon an einem Sonntag „um acht, um elf, um eins und um sechs Uhr.“ Dieser Geschichte gibt er in Anspielung auf das Schicksal der eigenen Familie die Überschrift „Mehr als Viere“:

„Die Mutter namentlich musste sehr um Trost ringen; sie hatte acht Kinder geboren, drei schon früher begraben, nun schliefen sie alle acht, sie selbst aber schlief keine Nacht. Man trauerte mit ihr, ohne ganz mitfühlen zu können, was sie litt. Nach einiger Zeit sagte sie zu mir, nun könne sie wieder schlafen, sie habe in der Nacht im Traum ihre Kinderlein gesehen, aber traurig, während andere selige Kinderlein so fröhlich gewesen. Da habe sie ihre Kindlein gefragt, warum sie so traurig seien und nicht mit den anderen einstimmten in den Lobgesang? „Wir können nicht, liebe Mutter, denn du bist traurig und gönnst uns den Himmel nicht“. Darauf habe sie gesagt: „Nein, Kinder, den will ich euch gerne gönnen.“ Auf dieses Wort hätten sich ihre Kleinen flugs unter die frohen, lobenden Scharen gemengt. Seit dieser Nacht könne sie wieder schlafen.“

Landwirt und Pfarrer

Auch der wie unser erster Bundespräsident Theodor Heuss Friedrich von Bodelschwingh nannte „genialste Bettler, den Deutschland wohl je gesehen hat“, durchlief eine Ausbildung. Er hatte deren gar zwei, eine Doppelqualifikation, wie wir heute sagen würden. Von 1849 bis 1854 lernte er zuerst Landwirt auf verschiedenen Rittergütern im Oderbruch und in Pommern und übernahm dann auch eines dieser Güter als Verwalter. Im Herbst 1854 begann er mit dem Studium der Theologie im Süden des deutschsprachigen Raumes, zunächst an der Universität



Pastor Friedrich von Bodelschwingh um 1855

Basel, ab 1856 in Erlangen, für die Examenssemester kehrte er 1857 nach Berlin zurück, wo er im Frühjahr 1858 seine erste theologische Dienstprüfung mit „gut“ bestand. Um Missionar werden zu können, hatte er auch eine Ausbildung in Krankenpflege und Arzneykunde gemacht.

Der Landwirt als Leitbild

Landwirt war schon damals nicht mehr ein ererbter, sondern ein erlernter Beruf, den man selbst wählen konnte. Bodelschwingh lernte auf Gut Kienitz im Oderbruch dessen Besitzer kennen, der sich damals aus kleinen Verhältnissen emporgearbeitet hatte und eine Schlüsselfigur der Agrarreform war. Für die Einsichten der aufstrebenden Agrarwissenschaften erbrachte er den Praxistest. Reform bedeutete in diesem Zusammenhang die Einführung des Kapitalismus in die Landwirtschaft und ihre Orientierung am Markt. Grund und Boden werden zur frei handelbaren Ware. Auch in der Landwirtschaft wird jetzt in großen Mengen produziert, landwirtschaftliche Nebenbetriebe wie Branntweinbrennereien und Zuckerfabriken, die Einführung neuer Nutzpflan-

zen wie Kartoffel und Zuckerrübe, die Intensivierung der Viehzucht, die Rationalisierung der Produktionsabläufe sorgen für eine Verdoppelung der Produktion. Nutznießer sind die großen Güter. Es entsteht allerdings auch ein landwirtschaftliches Proletariat, denn die kleinen Betriebe waren nicht mehr konkurrenzfähig und wurden von den großen Betrieben geschluckt. Bodelschwingh lernte so beide Seiten der Agrarreform kennen: den rationellen landwirtschaftlichen Großbetrieb auf einem Gutshof, aber auch die Not der landlosen Unterschichten. Und genau genommen war er als Verwalter selbst Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Im April 1852 fängt er als Verwalter auf Gut Gramenz in Pommern an. Als Gutsverwalter im Alter von 21 Jahren hat er bis zu zwölf Inspektoren unter seiner Leitung und geht eigenständig mit Pächtern und Tagelöhnern um, da der Besitzer eine hohe Stellung in der staatlichen Verwaltung Preußens übernommen hatte. Der erweckliche und sehr fromme Besitzer dieses Rittergutes, zudem Pionier der Inneren Mission, hatte ohne Skrupel seine Pächter zu Tagelöhnern herabgedrückt. Bodelschwingh hingegen nutzte seine Leitungsverantwortung, um diese Menschen zu entschulden, um sie wieder in Arbeit und Brot zu bringen und um ihnen eine geistliche Orientierung und Begleitung zu geben. Was er zur Führung und Leitung in einem expandierenden Unternehmen wie Bethel brauchte, hat er auf diesen landwirtschaftlichen Unternehmen mit seinen Nebenbetrieben gelernt und praktiziert. Sich diese Erfahrungen anzueignen empfiehlt er später Leuten mit Leitungsverantwortung auch in anderen Bereichen ausdrücklich weiter. In Bethel angekommen, erkannte er mit dem geübten Blick des Landwirts als Erster, dass sich sandiger Boden südlich des Teutoburger Waldes in eine fruchtbare Nutzfläche verwandeln ließ. So konnte er durch den Erwerb dieses Bodens einer Kolonie Arbeitsloser Arbeit geben und mit diesem landwirtschaftlichen Nebenbetrieb Bethel versorgen. Ferien auf Amrum an der Nordsee waren in der Familie sehr populär. Im Auftrag des dortigen Pfarrers erkundete er die Insel, fand den

für einen Badebetrieb geeignetsten Strand und sicherte sich das Vorkaufsrecht für ein christliches Seehospiz.



Pastor Friedrich von Bodelschwingh (Mitte) 1904 während eines Urlaubs auf Amrum. Auf der Nordseeinsel unterhielt die Betheler Diakonissenanstalt Sarepta seit 1893 Seehospize zur Erholung

Eine Lebenswende

Im Mai 1854 stirbt sein Vater. Seitdem liest Friedrich an stillen Sonntagnachmittagen intensiv in der Bibel, besonders im Neuen Testament. Nach eigener Auskunft stößt er damals auf ein Traktat der Basler Mission. Die Lektüre dieser für Kinder bestimmten Missionsgeschichte über einen Chinesenknaben führt eine Wende in seinem Leben und in seiner beruflichen Orientierung herbei. Er entschließt sich, Heidenmissionar zu werden und sich in Basel dreiundzwanzigjährig - auf der Missionsschule dafür ausbilden zu lassen. Auf Drängen der überraschten Familie, seines Vormunds und seiner Mutter, verbindet er seine Missionarsausbildung mit einem Theologiestudium an der Universität. Sein verstorbener Vater hatte sich gewünscht, dass eines der Kinder Theologie studiert. Dem frischgebackenen Studenten ist sehr wohl bewusst, dass die

Missionsschule in Basel „weniger gelehrt“ ist als die Universität, dafür aber schätzt er dort den „innigeren und zutraulicheren“ Umgang miteinander. Sicher, Bodelschwingh zeigt kein Interesse für einen so bedeutenden Gelehrten wie Jacob Burckhardt in Basel, doch für seinen Beruf brauchte er ja auch eher Kenntnisse der indischen Religion als eine Vertiefung in die Kultur der europäischen Renaissance. Und diesen Anforderungen genügte eher die Missionsschule als die Universität.



Hügelkirche in Paris. Zwischen 1859 und 1863 war Pastor Friedrich von Bodelschwingh dort als Pfarrer tätig. Zeichnung von 1864

Innovative Ansätze

Im Jahre 1856 während seines Studiums in Erlangen brach Bodelschwingh zu einer ausgedehnten Wander- und Erkundungstour durch Süddeutschland auf. Er besuchte Neuendettelsau, wo erst drei Jahre zuvor Wilhelm Löhe mit der Gründung der Diakonissenanstalt die Pflege geistig Behinderter begonnen hatte. Die Heilstätte, die Johann Christoph Blumhardt 1852 in Bad Boll für seine Geistheilungen ins Leben gerufen hatte, war gerade fünf Jahre alt. Auch dort machte er einen Besuch. Mit dem älteren und dem jüngeren Blumhardt blieb er weiterhin in brieflichem Kontakt. Von der Arbeit des Leitenden Arztes der staatlichen „Irrenanstalt“ im württembergischen Winnenden, Ernst Albert von Zeller - er hatte das damals übliche pädagogische Zwangsregime durch eine Behandlung des kranken Gehirns und durch geistliche Betreuung der kranken Seele ersetzt - war er so beein-

druckt, dass Bodelschwingh nach der Rückkehr nach Erlangen eine Vorlesung über Psychiatrie besuchte. Eine Bildungsreise, auf der er innovative Ansätze bei staatlichen und freien Trägern in Süddeutschland kennen lernte, aber auch herausragende und beeindruckende Gründerpersönlichkeiten, nicht nur Theologen, sondern auch einen Arzt. Wenn man noch die Personen und Initiativen hinzunimmt, die er während des Studiums in und um Basel aufsuchte und kennen lernte, dann befinden wir uns in jener Welt der erwecklichen Christen, die einen scharfen Blick für die Schattenseiten des gesellschaftlichen Fortschritts hatten. Und von denen sich nicht wenige auf Neues einließen, jedenfalls Experimente wagten, die für einen jungen, aber leistungserfahrenen Menschen faszinierend sein mussten.

Mit den Aufgaben wachsen

Das Mitgefühl von Bodelschwingh kannte keine Grenzen. Wo er helfen konnte, da half er auch. Bodelschwingh hatte aber auch ein unabhängiges Urteil. Wenn er zu der Überzeugung kam, neue Wege müssten beschritten werden, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, dann ließ er sich durch Widerstände nicht vom Weg abbringen und versuchte oft über Jahre hinweg, sich diesem Ziel zu nähern. Bodelschwingh lässt sich durch Nöte nicht nur berühren und behebt sie, sondern er sucht jenseits solcher Nöte ohne Berührungsängste Lösungen von grundsätzlicher Wirkung. Er ist ein Mann mit eindeutigen Überzeugungen, der als ein Konservativer in der Praxis immer wieder Freund wie Gegner überrascht. Dies ist deutlich zu sehen an dem Weg, den er von der Fürsorge für Epilepsiekranken über die Wandererfürsorge bis zum sozialen Wohnungsbau zurücklegt. Ein Weg, auf dem ihn sein Mitleid Grenzen überschreiten ließ und seine Urteilskraft ihn wegweisende Lösungsmodelle anpacken ließ. Ein Weg, auf dem er trotz großer Anstrengungen immer seltener die Widerstände bei seinen Freunden und schon gar nicht bei seinen Gegnern überwinden konnte. Wer zu früh kommt, den ignorieren die maßgeblichen gesellschaftlichen Kräfte! Wie in den klassisch gewor-

denen Worten der Präambel des Diakonischen Werkes der EKD von 1964 hat Bodelschwingh schon damals in zunehmendem Maße alle Menschen im Blick: die Menschen mit körperlicher Schwäche, die in seelischer Bedrängnis und die in sozial ungerechten Verhältnissen. Aber die größte Not für ihn bleibt die Entfremdung des Menschen von Gott.

Ein neues Arbeitsfeld

Anfangs der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte sich die Erkenntnis durch, dass die an Epilepsie erkrankten Menschen, ob junge oder alte, Frauen oder Männer, eigene Hilfen und eine eigene Unterbringung nötig hatten. Mit diesem Ziel vor Augen wurde am 6.11.1867 die Evangelische Heil und Pflegeanstalt für die Epileptischen Rheinlands und Westfalens in Bielefeld eingeweiht. Als Bodelschwingh deren Leitung 1872 übernahm, führte er eine bereits begonnene Arbeit fort und setzte bald neue Akzente.



Alt Ebenezer - das Gründungshaus Bethels

Kranke wurden in Gruppen eingeteilt, die in verschiedenen Häusern, darunter auch Bauernhöfen, wohnten und für die jeweils ein Hausvater oder eine Hausmutter zuständig waren. Für die kontinuierliche Zuwendung und Fürsorge sollte stets gesorgt sein. Die Kranken erhielten kleinere und größere Aufgaben, die sie erledigen konnten, im Haus oder im Garten, auf dem Feld, im Wald oder in der Werkstatt. In einer Vielzahl von Handwerksbetrieben konnten sie unter der Anlei-

tung von Handwerksmeistern arbeiten. Solches Arbeiten vermittelte den Kranken das Bewusstsein, dass sie etwas zur Gemeinschaft beitrugen, Verantwortung übernahmen und dass ihr persönlicher Beitrag der Gemeinschaft, in der sie leben, nützte. Sie sahen und spürten, dass sie trotz ihrer körperlichen Behinderung der Gemeinschaft etwas wert waren. Innerhalb von nur zwölf Jahren, zwischen 1872 und 1884, wuchs die Anstalt für Epileptische in Bethel auf 18 Häuser an. Die Handwerksbetriebe unter ihnen wurden auch bald unter ökonomischen Gesichtspunkten unentbehrlich, weil sie einen großen Anteil des Anstaltsbedarfs deckten. Im Rückblick ist deutlich, dass diese Arbeitstherapie nicht nur den Kranken half, sondern auch zum Gedeihen von Bethel beitrug, weil so erst, durch die gemeinsame Arbeit von Kranken und Gesunden, das Gefühl einer besonderen Gemeinschaft entstand.

Leben unter offenem Himmel

Trotz gewisser Fortschritte in der Behandlung der Krankheit galt Epilepsie in der Zeit von Bodelschwinghs als unheilbar. Angesichts des medizinischen Fortschrittes heute übersieht man allzu leicht, vor welchen Herausforderungen Bodelschwingh damals stand, als er in Bethel eine schnell wachsende Gemeinde der früh Sterbenden versammelte und die Auseinandersetzung mit Tod und Sterben ein fester Bestandteil der Ausbildung der Mitarbeitenden wurde. Es war eine paradoxe Situation: In Bethel konnten diese Kranken endlich leben! Nicht jedes Mal, wenn sie auffällig waren, wurden Menschen ihnen gegenüber ausfällig! Doch „endlich leben“ hatte auch noch eine andere Dimension. Ihr Leben, das so viel besser und attraktiver geworden war, blieb in einer besonderen Weise endlich. Endlich leben können, befreit von vernichtenden Vorurteilen, aber auch leben in der Vorbereitung auf die Ewigkeit! Und das mit einer zuvor nie gekannten persönlichen Lebensqualität und Gemeinschaftserfahrung. Der Name Bethel, den Bodelschwingh für die Anstalt gegen einen Beschluss seines Verwaltungsrates durchsetzte, war ein bewusst gesetztes Hoffnungszeichen. Mit dem Namen Bethel erinnert Bodelschwingh an die biblische

Geschichte von Jakob, der seinen Bruder Esau betrogen hat und um sein Leben fliehen muss. In dieser für ihn verfahrenen Situation erscheint ihm in der

Nacht Gott im Traum. Jakob träumt von einer Leiter. Sie reicht von der Erde zum Himmel. Auf ihr steigen Engel auf und nieder. Gott selbst spricht ihn an und macht ihm Hoffnung. Als er aus dem Traum erwacht, baut Jakob einen Altar und ruft voller Ehrfurcht und neugewonnener Hoffnung aus: „Hier ist nichts anderes als Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels“ (1. Mose 28,17). Diesen Ausruf des Jakob hat Bodelschwingh als Umschrift auf einer der Glocken des Mutterhauses Sarepta.



sehr konkret und lebensnah. In der Anlage von Bethel und in den Schriften von Bodelschwingh ist eine „Kultur der Ewigkeit“ zum Greifen nahe. Oder ist es uns dann auch schon wieder zu konkret? Wer kann den Menschen

damals eine solche Konkretion verdenken angesichts des Elends und Herzeleides, das eine hohe Kindersterblichkeit durch tödliche Infektionen, unheilbare Krankheiten und Siechtum, Akutkrankheiten mit unweigerlicher Todesfolge, aber auch die vielen Kriegstoten und Kriegsversehrten mit sich brachten. Der Vater von Friedrich von Bodelschwingh, immerhin preußischer Innenminister, litt an den Folgen einer schweren Verletzung aus der Zeit der Befreiungskriege. Mehr als einmal betete die Familie um sein Leben. Allerdings, eine solch bewusste Vorbereitung auf die Ewigkeit hat nichts mit einer Vertröstung aufs Jenseits zu tun, wie der Fortgang des Lebens- und Arbeitsweges von Bodelschwingh zeigen wird.



Das Diakonissenmutterhaus Sarepta, um 1880. Links das erste Pfarrhaus Pastor Friedrich v. Bodelschings d.Ä. am Jägerbrink (heute Sareptaweg).

anbringen lassen. Als dann 1874 ganz gezielt an der höchsten Stelle des Anstaltsgeländes der Friedhof eingeweiht wurde, erhielt auch dieser den Namen „Bethel: Hier ist die Pforte des Himmels.“ In der Mitte des Friedhofes Bethel steht ein Steinkreuz und verweist auf Christus „als Wegweiser in die Ewigkeit, als Himmelsleiter, als Achse des Kosmos“ Bethel, hier ist Gott und wo Gott ist, da sind die Pforten des Himmels. Hier geht es endlich heim! Der Weg auf den Friedhof ist keine Sackgasse, sondern der Eingang in den Himmel, in die Ewigkeit.

Wir alle wollen den christlichen Glauben immer

Boden unter die Füße bekommen Was Bodelschwingh mit seinen Mitarbeitenden für die Epilepsiekranken auf die Beine gestellt hat, war beispielhaft und hat auch so gewirkt. Sich allein auf dieses Arbeitsfeld zu konzentrieren, wäre eine sinnvolle und lebensfüllende und erfüllende Herausforderung gewesen. Seine eigene Frau gab ihm immer wieder den Rat, nicht so sehr in die Breite als vielmehr auch in die Tiefe zu gehen. Erst das konkrete Angebot für Epilepsiekranken hatte ja zum Vorschein gebracht, wie viele dieser unheilbar Kranken es tatsächlich gab, die sich nun nicht mehr unter falschen Diagnosen und in dunklen Kammern schamhaft und aus Angst vor Aggressionen verstecken mussten. Ebenso wurde klar, wie komplex die Aufgabe war und wie differenziert das Angebot sein musste, um den verschiedenen Bedürfnissen der Kranken in den einzelnen Stadien ihrer Krankheit gerecht zu werden.

Es gab allerdings in und um Bethel herum auch noch andere hilfsbedürftige „Fälle“, die von der Fürsorge für die „Anfallkranken“ gar nicht erreicht wurden. Hier begegnen wir wieder dem grenzenlosen Mitleid und dem unabhängigen Urteil von Bodelschwingh. Dazu die folgende Anekdote.

1882 kam ein arbeitsloser Wandergeselle, der in Bethel vorübergehend eine Beschäftigung gefunden hatte, zu Bodelschwingh und bat ihn dringend darum, bleiben zu dürfen. Die sachlich richtige Antwort, dass Bethel seiner Bestimmung nach vor allem für „Fallsüchtige“ d. h. für Epileptiker da sei, ließ dieser Mann nicht gelten und entgegnete, auch er sei „fallsüchtig“. „Herr Pastor, wenn ich diesen Winter auf der Landstraße bleibe, dann habe ich auch die fallende Krankheit.“ Diese Anekdote wurde erzählt, um bei Mitarbeitenden und Freunden in Bethel selbst um Verständnis dafür zu werben, dass nicht nur den Epileptikern, sondern auch wie Bodelschwingh sie nannte den „Brüdern der Landstraße“ geholfen werden musste und die so Überzeugten wieder zu Werbern dafür zu machen. Ihm war klargeworden, dass es neben den an Körper und Seele Gefährdeten auch Menschen gab, die durch die wirtschaftliche Entwicklung zum Fallen gebracht worden waren und denen die Kraft fehlte, wieder aufzustehen.

Es war wohl nur eine Frage der Zeit bis Bodelschwingh diese Seite der sozialen Frage für sich entdeckte. Manch einer hat sich in der Vergangenheit gewundert, warum Bodelschwingh von seiner Dorfpfarrei in Westfalen nicht die verlockenden Angebote aus Basel oder Berlin oder gar aus Indien annahm und „nur“ innerhalb von Westfalen gerade einmal von Dellwig nach Bielefeld umzog. Mit Sicherheit nahm er auf die Gesundheit seiner Frau Rücksicht und er war kein Freund von Großstädten. Doch daraus zu schließen, dass er auf jeden Fall innerhalb eines ländlichen Idylls in Westfalen bleiben wollte, ist zu einfach. Schon seine Gemeinde in Dellwig bestand aus Bauern und Bergarbeitern. Auch die



Pfarrhaus in Dellwig, wo Friedrich von Bodelschwingh zwischen 1863 und 1872 als Pfarrer tätig war.

Gegend um Bethel war vom Strukturwandel nicht unberührt. Wie in Pommern konnte man Bauernhöfe aufkaufen und so expandieren.

Ganz in der Nähe von Bethel führte eine nationale Verkehrsstraße vorbei. Sie führte von Osten nach Westen, von Berlin nach Köln. In Westfalen selbst verlief die Route von Minden über Herford, Bielefeld nach Dortmund ins Ruhrgebiet. Und die Verkehrsteilnehmer? Männer auf der Suche nach Arbeit. Das stürmische Bevölkerungswachstum, die rasch voranschreitende Verstädterung und die rasante Industrialisierung lösen eine Wanderungsbewegung von bis dahin kaum vorstellbaren Ausmaßen aus. Millionen von Menschen zogen aus den landwirtschaftlich geprägten ostelbischen Provinzen Preußens in die industriellen Ballungsräume Berlins, Sachsens und vor allem des Rheinlandes und Westfalens. Es bildete sich eine hochmobile industrielle Reservearmee heraus, die von wirtschaftlichen Konjunkturen getrieben von Ort zu Ort weiter zog. Manche dieser nomadisierenden Menschen verloren den Boden unter den Füßen. Genau davor hatte der Mann Angst, der Bodelschwingh darum gebeten hatte, weiter in Bethel bleiben und dort arbeiten zu dürfen. Wenn überhaupt, dann hatten diese arbeitslosen „Wanderarmen“, wie sie genannt wurden, nur einen Anspruch auf Unterstützung in ihrer Heimatgemeinde, der sie schon vor einiger Zeit auf der Suche nach Arbeit den Rücken gekehrt hatten.

Es waren die Brüder und Schwestern aus der Erweckungsbewegung, die diese Not und damit die Notwendigkeit einer Wandererfürsorge schon früh erkannt und erste Maßnahmen bereits in Angriff genommen hatten. Bodelschwingh, der schon lange genug nahe einer der Wanderwege lebte, auf denen bis zu 200.000 Menschen auf der Suche nach Arbeit hin und her zogen, setzte sich an die Spitze der Bewegung.

Arbeit statt Almosen

Im März 1882 schickte Bodelschwingh einen Diakon mit 18 arbeitsfähigen epilepsiekranken Männern aus Bethel auf eine der drei Höfe, die er in der Nähe erworben hatte, um die Häuser in stand zu setzen und für die Aufnahme der Wanderarmen vorzubereiten. Im August fand unter großer Beteiligung der Öffentlichkeit die Einweihung von Wilhelmsdorf statt. In seiner Eröffnungsrede betonte Bodelschwingh den besonderen Status der Arbeiterkolonie als ein Haus freier Barmherzigkeit, das im Gegensatz zu den staatlichen Arbeitshäusern nur Freiwillige aufnahm. Das Motto dieser Arbeiterkolonien war „Arbeit statt Almosen“. Jedem, der keine Arbeit fand und sich als Bettler durchgeschlagen hatte, sollte geholfen werden, wenn er bereit war zu arbeiten und auf Alkohol zu verzichten. Die „Brüder der Landstraße“ wurden eingeladen, so lange in der Arbeiterkolonie zu bleiben, bis sie genügend gespart hatten, um auch nach dem Verlassen der



Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf. Verladen gehackter Rüben.

Kolonie an einem anderen Ort festen Boden unter die Füße zu bekommen.

Wilhelmsdorf galt auch im Blick auf die Resozialisierung als ein Erfolgsmodell, das im Inland und Ausland Nachahmung fand. Bis Januar 1889 waren insgesamt 4750 Wanderer aufgenommen worden. Wilhelmsdorf blieb auf Zuschüsse angewiesen, aber seinem Erfolg war es zu verdanken, dass sich die Provinz Westfalen und vor allem die Stadt Bielefeld als „Modellregion“ der Wandererfürsorge etablierte. Um sein Ziel in der Hilfe für die arbeitslosen Wanderarmen zu erreichen, hatte Bodelschwingh die Vision einer flächendeckenden möglichst deutschlandweiten Hilfe. Er rechnete den Kommunen, der Kirche und dem Staat immer wieder vor, „dass es unvergleichlich billiger ist, armen Pilgern zu helfen als sie umkommen zu lassen.“ Er gründete dazu drei Vereine. Im Namen des 1881 gegründeten „Vereins zur Unterstützung arbeitslustiger, arbeitswilliger Männer“ sorgte er für Grund und Boden, um seine erste Arbeiterkolonie aufzubauen. Zur Ergänzung wurde 1886 der Deutsche Herbergsverein gegründet und auf sein Drängen hin ebenfalls der Gesamtverband der Verpflegungsstationen. In beiden übernahm er auch Leitungsverantwortung. Ihm schwebte ein ganzes Netzwerk vor, das entlang der großen Wanderwege die Arbeit suchenden Männer in Abständen von einem Tagesmarsch aufnehmen und betreuen sollte so lange bis der einzelne im Verlauf seiner Wanderschaft Arbeit und Anschluss an ein „normales“ Leben gefunden hatte.

Politischer Wettbewerb

Bodelschwingh übersah auch nie die politische Dimension seines sozialen Engagements. Das deutschlandweite Netzwerk für die Wanderarmen sollte sie nicht nur vom Alkohol, sondern auch von sozialdemokratischer Agitation fernhalten. An einem besonders kritischen Punkt der sozialen Auseinandersetzung wollte Bodelschwingh den Sozialdemokraten zeigen, wie man effektive soziale Hilfe leistet. Ihm war auch klar geworden, dass noch so viele private Spenden und noch so energische private Initiativen nicht ausreichten,

um das Elend, dem er tagaus tagein begegnete zu beseitigen und schlug deshalb einen Kurs in Richtung Wohlfahrtsstaat ein. Um seine Initiativen für die „Wanderarmen“ wenigstens in Preußen auf eine sichere gesetzliche Grundlage zu stellen, ließ er sich 1903 in den preußischen Landtag wählen und handelte mit einigen Kompromissen das preußische Wanderarbeitsgesetz aus, das 1907 verabschiedet wurde. Die Entscheidung, selbst im Parlament für seine Initiative zu kämpfen, hatte auch damit zu tun, dass sein Mitleid in der Tat grenzenlos und sein Urteil unabhängig blieb, und er anders als die Vertreter der Kirche, des Staates und der Inneren Mission zu diesem Zweck auch andere als die gewohnten Wege einschlugen und sich dafür im hohen Alter noch mit der Arbeit eines Parlamentes vertraut machen musste und, wie das Protokoll ausweist, zu einem beachtlichen Debattenredner wurde. Damit sich die Kollegen Abgeordneten aus erster Hand informieren konnten, lud er sie zu einem Studientag in die Arbeiterkolonie Hoffnungstal Lobetal ein, die er 1905 in der Nähe von Berlin gegründet hatte.

Seiner Zeit voraus Friedrich von Bodelschwingh wird gerne mit einigem Stolz in die Reihe der deutschen Gründergestalten und Unternehmer zur Kaiserzeit gestellt. In dieser Kaiserzeit kam es zu einem beispiellosen Gründungsboom staatlicher, privater und vor allem auch konfessioneller Anstalten. Die Milliarden an Goldfranken, die das besiegte Frankreich dem aufstrebenden Kaiserreich zu zahlen hatte, wirkten sich zunächst wie ein warmer Regen für die deutsche Wirtschaft aus. Dass jedoch aus den bescheidenen Anfängen in Bielefeld der größte Komplex von Anstalten und Wohlfahrtseinrichtungen Europas entstand, dass aus Bethel so etwas wie der Inbegriff von Diakonie überhaupt werden konnte oder wie manche heute sagen würden zu einer unverwechselbaren Marke, das war die ureigenste Leistung Bodelschwinghs.

Bethel wuchs in die Länge und in die Breite und wohl auch in die Tiefe, denn es wurde ja zuneh-

mend von der Hilfsbereitschaft der Bevölkerung getragen. Die Höfe und Kotten im Tal wurden nach und nach aufgekauft und dem Anstaltsbereich eingegliedert. Was aus den Leuten wurde, die durch den Verkauf dieser Anwesen ihre Wohnungen verloren, darüber machte man sich zunächst keine Gedanken in Bethel hatte man auch so schon Sorgen genug. So passierte in einem ohnehin schon sozial unruhigen Winter 1885 das Udenkbare: Eines der landwirtschaftlichen Gebäude und eines der Häuser für Epilepsiekranken gingen in Flammen auf. Das Feuer war bewusst gelegt worden. Und das ausgerechnet in der „Stadt der Barmherzigkeit“! Die Reaktion von Bodelschwingh zeugt von einem hohen Maß an Einsicht und mündet in einer wahrhaft unternehmerischen Initiative von bemerkenswerter Weitsicht auf dem Gebiet der sozialen Daseinsvorsorge.

Bodelschwingh stellt sich mit den Worten: „Ich konnte nicht umhin, den Angriffen, dass wir mit der Ansiedelung unserer epileptischen Brüder manche kleine Arbeiterfamilie aus glücklichen Verhältnissen herausgedrängt hatten, recht zu geben, und wenn ich auch in der Lage war, mich zu verteidigen, so stand doch die Tatsache fest, dass hier unsererseits ein Unrecht wieder gut gemacht werden musste!“ Für Bodelschwingh war diese Brandstiftung kein Racheakt, sondern ein Anlass zur Selbstkritik und er verzichtet deshalb ausdrücklich auf Argumente, die er zu seiner Verteidigung hätte anführen können. Er geht mit sich selbst ins Gericht, weil er in dieser Brandstiftung ein Zeichen Gottes erkennt. Bodelschwingh fragt nach seinen eigenen Anteilen, wie es denn zu einer solchen Katastrophe hatte kommen können. Nicht Verteidigung und Rechtfertigung, sondern Umkehr und Wiedergutmachung sind sein Ziel.

Die Art und Weise, wie er mit dieser Brandstiftung umgeht, erinnert stark an das Jahr 1869, als ihm und seiner Frau innerhalb von vierzehn Tagen alle ihre vier kleinen Kinder an einer Infektion starben. Im Falle der Kinder tun wir uns mit einer solchen Vorgehensweise heute etwas schwerer,

doch bei der Brandstiftung leuchtet sie uns unmittelbar ein. Er redet sich nicht heraus, sondern gesteht ein, dass er im Interesse der Hilfe für Kranke das Glück von Arbeiterfamilien zerstört hat. Dies ist Theologie im praktischen Vollzug! Ereignisse, die sich Tag für Tag zutragen, sind für Bodelschwingh auch Zeichen Gottes. Zeichen, nicht einfach unveränderliche Tatsachen, sondern Zeichen, die man auf keinen Fall beiseite schieben darf, denn alles was sich ereignet, geschieht in einem weiteren Horizont. Und Gericht Gottes ist nicht etwas, was er ändern wünscht, sondern Gericht macht sich bemerkbar in einem Ereignis, das er wahrnimmt, das er ernst nimmt und das ihn verändert.

Irdische Heimat

Noch im gleichen Jahr 1885 gründete Bodelschwingh den Verein Arbeiterheim. Er erwarb zwei große Grundstücke und begann mit dem Bau von Eigenheimen. 1894 hatte er in und um Bielefeld schon über vierzig Häuser für Arbeiter errichtet. Wiederum argumentiert er theologisch und sagt: „Was nützt es, die armen Leute auf die himmlische Heimat zu verweisen, während ihre Gemüter so verbittert sind und die irdische Heimat ihnen als eine Hölle erscheint, und in vielen Lagen es auch wirklich ist.“ Eine Analyse über entfremdete Industriearbeit stellt er daneben und begründet daraus die Notwendigkeit eines Eigenheimes auf eigenem Land. Der Besitz eines solchen Eigenheims dient nach Bodelschwingh als Mittel sozialer Integration, als Chance die eigene Zukunft zu planen, als Mittelpunkt für ein gedeihliches Familienleben. Mit seinem Sinn für die öffentlichkeitswirksame Formulierung: Durch den sozialen Wohnungsbau, durch das eigene Heim mit Garten wird aus dem gefürchteten Fabrikarbeiter „ein fleißiger, auch steuerzahlender Staatsbürger“, dem „alle Umsturzgedanken fern liegen.“

Bodelschwingh beschränkt sich nach der Brandnacht in Bethel nicht auf eine Wiedergutmachung für die betroffenen Familien, die durch die Expansion von Bethel ihre Wohnungen verloren haben, sondern es geht ihm ganz

grundsätzlich darum, dass vor allem Arbeiter nicht nur Arbeit haben, sondern in der Gesellschaft ein sicheres Zuhause erhalten. Allerdings dort, wo bei Bodelschwingh das Mitleid eine weitere Grenze überschritt, da fanden sich all die, die ihn bisher unterstützt hatten, vor einem unüberwindlichen Hindernis wieder. Er konnte bisher immer auf das Königshaus zählen, aber jetzt nicht mehr! Da für diesen sozialen Wohnungsbau beträchtliche finanzielle Mittel wie auch eine gesetzliche Absicherung nötig wurde, was nach Bodelschwinghs Meinung Arbeiter wie Fabrikbesitzer überforderte, wandte er sich persönlich an Bismarck, den er kannte. Auch der lehnt ab. Bodelschwingh wirbt weiter, bei der Inneren Mission, auf dem Evangelisch Sozialen Kongress etc. Immerhin standen in der Bielefelder Gegend solche Eigenheime und erfüllten die Erwartungen. Doch weder die Anschauung gelingender Beispiele noch Argumente helfen weiter! Niemand lässt sich überzeugen. Wer zu früh kommt, den ignoriert das Leben!

Völkermission und Volksmission

Auch wenn Bodelschwingh später den Weg ins Pfarramt einer Landeskirche wählte, so hat ihn doch die Zeit im Missionshaus geprägt. Dass er die akademische Theologie an der Universität Basel studierte und auch eine mehr seminaristische Ausbildung im Missionshaus erhielt, in welcher Wissen vermittelt und Spiritualität gelebt wurde, hat später wohl auch in Bethel seine Bemühungen um eine Reform des Theologiestudiums beeinflusst. Dass es Bodelschwingh im damals hohen Alter von bald 60 Jahren noch drängte, das Missionswerk zu vollenden, das er einst in seiner Jugend begonnen hatte, ist allerdings so überraschend nicht wie es auf den ersten Blick aussieht. Selbst in der zweibändigen Auswahl aus seinen Schriften stoßen wir immer wieder auf Berichte und Hinweise, dass für Bodelschwingh die Entscheidung für das Pfarramt nicht das Ende seiner Liebe zur und seines Engagements für die äußere Mission war. In Bethel etwa hielt er seine wöchentliche Bibelstunde immer als Missionsstunde ab. Oder da

waren die ungezählten Missionsfeste und Missionsstunden, die er in seiner alten Gemeinde und im Gebiet um Bethel herum abhielt. Zwei kleine Türme der Zionskirche in Bethel verdanken sich Spenden von jungen Kirchen, die aus der Mission in Übersee entstanden waren. Als sich deshalb im März 1890 die „Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika“ in einer Notsituation an ihn wandte, weil sie keine Krankenpfleger für ihr Krankenhaus in Sansibar finden konnte, da antwortete Bodelschwingh nach einem kurzen Zögern: „Nicht nur Brüder, sondern auch Schwestern, ja einen Pastor sollt ihr haben.“ Diese Gesellschaft erhielt mehr als sie in diesem personellen Engpass erbeten hatte. Aus dieser Hilfe in Not wurde ein festes und dauerhaftes Engagement.



Missionsstation Daressalam

Der Name Bodelschwingh brachte der „Evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika“ die Unterstützung hoher und allerhöchster Herrschaften und weiterer christlicher und philanthropischer Kreise. Unter dem zunehmenden Einfluss Bodelschwinghs nahm die Arbeit der Missionsgesellschaft eine stete Aufwärtsentwicklung. Diejenigen aus ihrer Leitung, die die kolonialpolitischen Interessen der Regierung vertraten, zogen sich zurück. In diesen Kreisen schätzte man zwar die Schulen und Krankenhäuser der Bethelmissionare, aber man wollte auch schnelle Erfolge. Die langsame Aufbauarbeit der Bethel-Mission, die mehr auf Tiefen- denn auf Breitenwirkung angelegt war, fan-

den diese Vorstandsmitglieder enttäuschend. Außerdem lag Bodelschwingh daran, dass die entstehenden einheimischen Gemeinden Kirchen im vollen und gleichen Sinne wie in Deutschland waren. Die Missionare waren akademisch ausgebildete Theologen und ihre Helfer Diakone. Wichtig war ihm aber auch die Gleichheit vor Gott, die keine Rassenschranken aufrichten durfte: „Wir müssen im Prinzip der hässlichen amerikanischen Praxis widerstehen, dass schwarze und weiße Christen nicht eine Kirche benutzen können. Ich sehe darin nicht nur eine Verschwendung der Mittel, sondern auch eine Nichtachtung des Evangeliums.“ Die koloniale Rassenpsychologie, die zu dieser Zeit ihre giftigen Blüten trieb, fand hier keinen fruchtbaren Nährboden.

Bodelschwingh selbst schien von Anfang an der Gedanke einer Verschmelzung von innerer und äußerer Mission, einer „Gemeinschaft von Mission und Diakonie“ sehr vielversprechend. Dieses doppelte Ziel war schon damals umstritten. Bodelschwingh aber gelang es, dafür ein Bewusstsein zu schaffen, wie etwa im Jahr 1899, als in Ostafrika eine große Hungersnot ausgebrochen war. In einem seiner regelmäßigen Berichte an Bodelschwingh erwähnte einer der Missionare, dass er den Hungernden dadurch einen kleinen Verdienst verschaffe, dass er sie gegen Bezahlung Steine zum Bau einer Kirche schleppen lasse. Daraus machte Bodelschwingh unter dem eingängigen Slogan „Brot für Steine“ eine der ertragreichsten Kampagnen für eine Katastrophenhilfe, die den Spendern das Gefühl vermittelte, in doppelter Hinsicht durch Linderung des Hungers und den Bau einer Kirche unmittelbar an einem diakonisch-missionarischen Projekt beteiligt zu sein.

Risiken und Nebenwirkungen
Schmerzliche Niederlagen und Lernerfahrungen aus gescheiterten interkulturellen Begegnungen blieben auch Bodelschwingh nicht erspart. Von der Idee, Kinder aus den Missionsgemeinden möglichst in Bethel aufzuziehen, ließ Bodelschwingh doch sehr schnell wieder ab. Ingsge-

samt fünf Kinder aus Familien befreiter Sklaven kamen nach Bethel, wurden dort auch getauft. Zwei davon vertrugen das ungewohnte Klima auf Dauer nicht und starben. Zum Entsetzen des hilflosen Seelsorgers Bodelschwingh, der mit den anderen drei nach ihrer Rückkehr nach Afrika in Kontakt blieb, fanden sie in ihrer Heimat keinen Anschluss mehr und wurden zu Alkoholikern oder zu Prostituierten. Ihre Zugehörigkeit zur christlichen Gemeinde war offenbar kein Ersatz für die Geborgenheit in einem Stammesverband, den sie als Kinder von Sklaven vielleicht gar nicht mehr kannten. Immerhin waren es noch Kinder. Die beiden, die in Bethel an der Schwindsucht starben, wurden zu Vorbildern christlichen Lebens, doch ob und in welcher Weise man aus dem Schicksal derer lernte, die als lebendige Vorbilder eines neuen Lebens in die Missions- und Kirchengemeinden ihrer Heimat zurückkehrten und dort in mehr als einer Hinsicht nicht mehr ankamen, wurde damals offenbar nicht thematisiert.

Die Begegnung mit anderen Kulturen brachten manche Überraschungen. Die europäische Öffentlichkeit war schockiert, als sie feststellte, dass der längst abgeschaffte und totgeglaubte Sklavenhandel noch lebhaft im Gange war. Zusammen mit Julie Sutter gründete Bodelschwingh 1893 den Evangelischen Afrikaverein, um durch die „Verbreitung christlicher Gesittung und Kultur“ und durch „die Wahrung der Menschenrechte“ „die Beseitigung des Sklavenhandels und der Sklaverei“ zu fördern. Nach Plänen von Bodelschwingh und unter Berücksichtigung der Erfahrungen der englischen Kolonialverwaltung und der katholischen Missionen wurde 1897 die „Sklavenfreistätte“ Lutindi in den Usambarabergen errichtet. In ihr konnten Kinder, die aus der Sklaverei befreit worden waren, erzogen werden. Als das dafür verwendete Gebäude 1904 frei wurde, machten Mitarbeiter den Vorschlag, dort psychisch kranke Afrikaner aufzunehmen. Lutindi wurde so eine Heil- und Pflegeanstalt, ein „Klein-Bethel Ostafrikas“.



Schwester Lina Diekmann und Diakon Wilhelm Bokermann 1896/97 in Tanga mit freigekauften Sklavenkindern, die nach Lutindi gebracht werden sollen.

Wiedersehen macht Freude

In der Missionsarbeit in Ostafrika geht es für Bodelschwingh um mehr als um die Erfüllung eines Jugendtraums. „Nicht so langsam, sie sterben darüber“. Aus diesen Worten spricht nicht die Ungeduld eines Jugendlichen. Was sich anhört wie die Rastlosigkeit eines Workaholics, der sich für die ganze Welt in der Verantwortung sieht, entspringt in Wahrheit der Vision des erweckten Christen Bodelschwingh, der aus der unerschütterlichen Hoffnung lebt, dass Jesus Christus in absehbarer Zeit wiederkommt, ja die Mission in Ostafrika habe deshalb eine solche Dringlichkeit, weil in etwa hundert Jahren an alle Völker das Zeugnis vom Reich Christi erschollen sei und dann werde die Wiederkunft Christi sein. Die Arbeit in Ostafrika war für ihn und seine Freunde mit dem Glanz der „Morgenfrühe“ übergossen, und die Strahlen des kommenden Tages schienen ihm hier nur unter einem leichten Schleier der Zeit verborgen zu sein. Und warum ausgerechnet Ostafrika? Aus diesem „jungfräulichen Arbeitsfeld von eigenartiger Schönheit“, wie er sich ausdrückte, erhoffte Bodelschwingh den unmittelbaren Eingang der „Heiden“ in das Reich Christi ohne die Zwischenschaltung der störenden Zivilisation und abendländischen Kultur. Die Predigt traf hier den unverbildeten Menschen. Wie aus einem Briefwechsel mit dem jüngeren Blumhardt in Bad Boll hervorgeht, waren sie beide nicht die einzigen, die auf dieser Erde nach ersten Anzeichen der kommenden Herrschaft Jesu dort suchten, wo sich der Ge-

horsam gegen die Botschaft entfaltete. Bodelschwingh war davon überzeugt, dass eine Missionsarbeit „allemaal eine Wartearbeit auf die Zukunft des Herrn sei.“

Die in diesem letzten Abschnitt referierten und skizzierten Gedanken Bodelschwinghs sind der Lebensbeschreibung von Martin Gerhardt und Alfred Adam entnommen, die eine umfassende Beschreibung von Leben und Werk Friedrich von Bodelschwinghs zur Diskussion stellen. Anders als andere Autoren machen sie inhaltliche Ausführungen zu seinen Überzeugungen zur Zukunft. Danach unterscheiden Bodelschwingh und seine Freunde in ihrer Vision sehr wohl den christlichen Glauben von der Kultur des Abendlandes, des Westens oder Europas, wenn auch, wie wir sahen, diese Unterscheidung in Wirklichkeit schwieriger umzusetzen als in der Vision zu beschreiben war.

Literaturempfehlung

Hans- Walter Schmuhl. Friedrich von Bodelschwingh. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg 2005. 154 Seiten. Eine Lebensbeschreibung im Kontext seiner Zeit, mit Bildern, Quellentexten und für Interessenten mit einem ausführlichen Literaturverzeichnis.

Bodelschwinghs Vita

Friedrich von Bodelschwingh: 6.3.1831 bis 2.4.1910. Geboren im Tecklenburger Land in Westfalen, wächst er in Trier, Koblenz, Berlin und Dortmund (Abitur 1849) auf, da sein Vater als hoher preußischer Beamter oft versetzt wird.

1854 - 1857 Ausbildung zum Landwirt und Gutsverwalter

1854 - 1857 Ausbildung zum Missionar in Basel; Studium der Theologie in Basel, Erlangen und Berlin

1858 - 1864 „Gassenkehrerpastor“ in Paris

1864 - 1871 Pastor im westfälischen Dellwig

1871 - 1910 Aus der Evangelischen Heil- und Pflgeanstalt für die Epileptischen Rheinlands und Westfalens wird Bethel, der größte Komplex von Anstalten und Wohlfahrtseinrich-

tungen Europas

seit 1861 verheiratet mit seiner Verwandten Ida von Bodelschwingh

1869 Tod der Kinder Ernst (*1863), Elisabeth (*1864), Friedrich (*1866) und Karl (*1867); danach Geburt der Kinder Wilhelm (1869), Gustav (1872), Frieda (1874), Friedrich (1877); Friedrich d.J. wird Nachfolger in Bethel
1894 Tod von Ida von Bodelschwingh



Alle Bilder: www.bethel-historisch.de

Ein unerwartetes Geschenk Werner Braune und sein Stephanusstift

von Dr. Karl Dieterich Pfisterer, Stuttgart

Ein sehr empfehlenswertes Buch hat Werner Braune mit „Protokollstrecke“ vorgelegt. Sie ist eine Allee, die am Stephanus-Stift Berlin-Weißensee vorbeiführt, dessen Direktor der Autor bis 2001 gewesen ist. Auf dieser Strecke braus-ten Erich Honecker und Genossen werktätlich und bei hohen DDR-Festlichkeiten vorbei: Die Ampeln wurden abgeschaltet. VoPo's (DDR-Volkspolizisten) regelten den Verkehr. Die Menschen, die normalerweise vor den Geschäften anstanden, waren verschwunden. Und in „Vollblickhöhe“ waren alle Gebäude bis zum ersten Stockwerk renoviert. (Seite 149). So wollte es das Protokoll. Alles gerichtet.

In seiner Lebensbeschreibung weitet Werner Braune unsere Sicht über diesen geschönten

Blick hinaus und entwirft ein ehrliches Bild der DDR. Wie wenig wussten wir doch einst von der DDR abseits von einer solchen Protokollstrecke. Und wenn wir mehr wussten, wie oft sagten wir mit Rücksicht auf das „Protokoll“ nichts?

Und dann: Zwanzig Jahre nach der Maueröffnung sucht Werner Braune nicht wie andere den großen öffentlichen Auftritt, sondern der (Groß) Vater erzählt Kindern und Enkeln seine Ge-



Das Hauptgebäude des Stephanus-Stifts Berlin-Weißensee vor seiner Renovierung.

schichte: „Für mich ist die Öffnung der Mauer und alles, was damit zusammenhängt, ein wunderbares und nie erwartetes Geschenk. Für meine Enkelkinder sind Mauer und alles, was damit zusammenhängt, musealer Stoff“ (22).

Auf diese Reise abseits der Protokollstrecke mitgenommen zu werden, macht uns mit dem Lebensweg eines Pfarrersohnes und Pfarrers bekannt, der nicht mehr zum vordergründigen Interesse gehört. Wir erfahren aber von Stationen in seinem Werdegang, die für seine Freunde und Kinder wichtig sind. Braunes Schilderungen werden durch Geschichten und Weisheiten pointiert und akzentuiert.

In zwei Diktaturen Braune war neun Jahre alt, als der Nationalsozialismus zu Ende war und die Herrschaft eines real existierenden Sozialismus in Ostdeutschland begann. Vergleiche zwischen den beiden Systemen

drängten sich schon lebensgeschichtlich auf und entsprangen nicht einem theoretischen Interesse: „Das Wissen um die Weiterexistenz des KZ Sachsenhausen durch die Russen und die SED prägten sich mir ein. Sie verdunkelten das Reden von der Befreiung“ (56). Erstaunlich ist, dass Vater Paul Gerhard Braune, der sich durch seinen couragierten und öffentlichen Protest gegen die Euthanasie im Dritten Reich als „Antifaschist“ ausgewiesen hatte, in der „neuen Zeit“ keinerlei Bonus bekam. Ohne jegliche Begründung verschwand auch er mit einem Mitarbeiter hinter Gittern, denen beide entwichen.

Den Braunes hafteten zwei schwere Makel an: Sie gehörten zur falschen Klasse und auch noch zur Kirche. Solch frühe Erfahrungen aus zwei Diktaturen machten Werner Braune lebenslang hellwach für alle Versuche der SED, ihr Verhältnis zu den Kirchen schön zu reden, aber dennoch alles beim Alten zu lassen. Wie beliebig Überzeugungen werden konnten, erhellt denn auch die endliche Begegnung zwischen Erich Honecker und Werner Braune: Im Herbst 1989 hatten seine Genossen Erich Honecker nicht nur aus dem Amt gedrängt. Es war auch niemand war mehr bereit, dem schwer tumorkranken Mann und seiner Frau überhaupt zu helfen, geschweige denn eine Bleibe zu bieten. Werner Braune führte damals von Seiten der Kirche die Verhandlungen mit dem Ergebnis, dass der Leiter der Lobetaler Diakonischen Anstalten das Ehepaar Honecker in seinem Hause aufnahm. Bei einer Begegnung mit Braune in der Charité versicherte der ehemalige Staatsratspräsident ernstlich, dass „seine Liebe zur Kirche eigentlich immer sehr groß gewesen sei. Es habe außerdem im Prinzip in der DDR keine ernsthaften Differenzen zwischen Staat und Kirche gegeben“ (37).

Als Schüler erlebte Braune, wie sich auseinander lebte, was zusammen gehörte. In Westberlin durfte er das Gymnasium nicht mehr besuchen, im Osten wurde er fortwährend benachteiligt. Nach seinem Theologiestudium in der DDR wurde er Vikar und Pfarrer verschiedener brandenburgischer Gemeinden. Es folgte eine Zeit als

Leitender Geistlicher des Diakonischen Werkes der evangelisch-lutherischen Landeskirche Mecklenburgs in Schwerin. Damit war er der maßgebliche Vertreter der diakonisch-sozialen Arbeit der Kirche gegenüber Staat und Partei auf Bezirksebene. Hier wie in seiner späteren Tätigkeit blieb er eine herausgehobene öffentliche Person, zumal sich das Stephanus-Stift in Berlin-Weißensee auch schon vor der Wiedervereinigung immer „besonderer staatlicher Aufmerksamkeit“ erfreute. War es doch ein Knotenpunkt von Kirche und Diakonie in Ost und West.

Pfarrrei im Sperrbezirk

So viele eindrucksvolle und erhellende Geschichten finden sich unter den geschilderten Ost-West-Begegnungen. Etwa, wenn der junge Pfarrer eines Morgens vor seiner Haustüre in seiner grenznahen Gemeinde plötzlich auf Betonpfähle stößt und entdeckt, dass das Pfarramt nun zum Sperrgebiet gehört und niemand mehr das Pfarrhaus besuchen kann. Seiner Findigkeit, seinem Mut und dem gemeinsamen Auftreten mit seinem katholischen Amtsbruder bleibt es überlassen, all dieses rückgängig zu machen. Die Erweiterung des Sperrbezirks auf DDR-Seite war die Reaktion auf die erfolgreiche Flucht von zwei jungen Männern. Als sich herum sprach, wie erfolgreich die beiden Pfarrer waren, mussten die Verantwortlichen wohl oder übel auch noch andere wichtige Einrichtungen wie die Poststelle und die Säuglingsberatung wieder aus dem Sperrbezirk ausgliedern (102ff).

Oder der Bau des Wichernhofes in Mecklenburg, einer Einrichtung für geistig behinderte Menschen. Einen Plan gab es sehr wohl, doch für Schwierigkeiten, die in seiner Umsetzung auftraten, war der Bauherr selbst gefragt, widri-genfalls schob sich die Fertigstellung immer mehr hinaus. Weil Werner Braune eine private Firma auftrieb, sich der Chef einer Autobahnbaubrigade fand und in der Gegend zufällig eine polnische Restauratorin arbeitete, hatte die Baustelle plötzlich Strom, führte eine belastbare Strasse zur Baustelle und war ein Grundstein für

die anstehenden Feierlichkeiten da. Es ist ein gutes Beispiel für eine damalige Weisheit: „Privat geht vor Katastrophe“ (171).

Zu hören ist von dieser Art des improvisierten Organisierens immer. Man fragt sich, inwieweit der real existierende Sozialismus nicht doch kapitalistische Fähigkeiten förderte, Geschichten wie diese können leicht nostalgisch verklärt werden, wenn man nicht jene andere von einer Frau dazu stellt, die in den achtziger Jahren für zwei Jahre im Stephanus-Stift arbeitete. Sie und ihr Mann hatten eine unsägliche Zeit in den Haftanstalten der DDR verbracht. Aus der Haft entlassen, benötigte die Inhaftierte einen Nachweis über eine Arbeit. Ohne einen solchen wäre sie als asozial eingestuft und ohne Ausreiseerlaubnis wieder inhaftiert worden. Ihr Arbeitsplatz bei Werner Braune im Stift bewahrte sie davor. Sie durfte mit ihrem Mann ausreisen (219).

Mit Humor überleben

Doch wir erfahren auch, dass Ostdeutsche ihre Geschichte heute nicht mehr hören wollen. „Ein erstaunliches, ein ehrliches Buch“, so Katrin Göring-Eckardt, Thüringerin und Präses der Synode der EKD. „Es steckt voller Details, die fast schon vergessen waren. Werner Braune erspart niemandem etwas, am wenigsten sich selbst. Er nennt alles und alle beim Namen, schreibt sehr persönlich und mit feinem Humor. Ich frage mich, ob Humor eine Möglichkeit war, das alles auszuhalten: Schikane und Widerstand, Alltag und Aufruhr. Es ist die Geschichte eines ganz normalen Helden, eine beeindruckende Geschichte“. Auch in der Zeit der Wende konnte Werner Braune mit diesem Humor überzeugen und motivieren. Auch da gab es einiges auszuhalten, hohe Erwartungen und tiefe Resignation. In dieser Zeit habe ich Werner Braune schätzen und lieben gelernt, bin dankbar für sein Zeugnis und seinen die politischen Systeme übergreifenden Humor.

Werner Braune. Abseits der Protokollstrecke. Erinnerungen eines Pfarrers an die DDR. Wichern Verlag, 220 Seiten, Berlin 2009.

Bedürftige aus Armut heraus führen Diakonie fordert nach Verfassungsgerichts-Urteil Ende der Diskriminierung

Die Diakonie fordert ein Ende der Diskriminierung von Arbeitslosen und Armen. „Angesichts von 11,5 Millionen armen Menschen in Deutschland muss die Regierung jetzt handeln“, sagt Diakonie-Präsident Klaus-Dieter Kottnik. Die im Eilverfahren vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales erstellte Härtefallliste könne nur ein erster Schritt sein und reiche bei weitem nicht aus, um die Armut zu lindern.

„Vor allem muss endlich Schluss sein mit der Diskriminierung von armen Menschen und Vorurteilen über Arbeitslose. Das gefährdet den sozialen Frieden in Deutschland. Die Empfänger von staatlichen Leistungen dürfen weder generell verdächtigt werden, sich auf Kosten der arbeitenden Bevölkerung in der sozialen Hängematte auszuruhen, noch zu Arbeitseinsätzen gezwungen werden. Es behauptet jetzt auch niemand, dass der gesamte Mittelstand Schwarzgelder in die Schweiz transferiert und Steuern hinterzieht“, betont Kottnik.

„Wir brauchen endlich Arbeit für alle Menschen. Für diese Arbeit müssen sie ausreichend entlohnt werden. Armut kann man nicht bekämpfen, indem man den Niedriglohnbereich weiter ausbaut und die Leistungen für Langzeitarbeitslose senkt“, hebt Kottnik hervor. Außerdem trage dies nicht zu einer solidarischen Gesellschaft bei. Die Diakonie setze sich wie die Mehrheit in Deutschland für einen Mindestlohn ein, damit Menschen von ihrer Arbeit auskömmlich leben und an der Gesellschaft teilhaben können.

Die Diakonie gehört zu den größten Anbietern von Qualifizierungsmaßnahmen für Langzeit-

arbeitslose und jugendliche Arbeitslose. So schult und bildet sie zum Beispiel mehr als 6.000 Jugendliche jährlich aus, um sie für den regulären Arbeitsmarkt fit zu machen.

Diakonie begrüßt Mindestlohn Verbindlicher Standard für Pflegehilfskräfte

Die Diakonie begrüßt es, dass sich die Kommission zur Festsetzung von Mindestlöhnen auf einen Mindestlohn für Pflegehilfskräfte von 8,50 Euro in den Westbundesländern und 7,50 Euro in den ostdeutschen Bundesländern geeinigt hat. Er soll zum 1. Juli 2010 in Kraft treten und wird alle anderthalb Jahre um 25 Cent erhöht. „Wir sind froh, dass mit diesem Verhandlungsergebnis nun endlich Mindeststandards auch für Hilfskräfte in der Pflege gesetzt werden. Wir begrüßen besonders, dass der Mindestlohn nicht statisch ist, sondern bereits zum 1.1.2012 erhöht wird“, erklärt Diakonie-Präsident Klaus-Dieter Kottnik. „Jetzt appellieren wir an die Politik, diesem einstimmigen Ergebnis zuzustimmen“.

In der Diakonie werden bereits jetzt höhere Stundenlöhne für Mitarbeitende in der Grundpflege ohne Fachausbildung gezahlt. Zusätzlich zu den Stundenvergütungen werden teilweise Kinderzuschläge, Jahressonderzahlungen in Höhe eines vollen Monatsgehaltes sowie eine zusätzliche betriebliche Altersversorgung geboten.

Dennoch löst der Mindestlohn nach Ansicht der Diakonie nicht die Probleme in der Pflege, die zum großen Teil in der ungenügenden Finanzierung der Pflege liegen. Die Diakonie befürchtet nach wie vor, dass nur der Mindestlohn zur Grundlage der Finanzierung der Personalkosten gemacht wird. Hier fordert die Diakonie weiterhin eine Änderung der gesetzlichen Regelungen. „Der Mindestlohn darf nicht zum Normlohn wer-

den. Diakonische Tarife müssen Grundlage für die Refinanzierung unserer Leistungen in der Pflege sein“, betont Kottnik.

In Deutschland sind derzeit 2,25 Millionen Menschen täglich auf Pflege und Betreuung angewiesen - Tendenz steigend. In den 1.700 diakonischen Pflegeeinrichtungen und den 1.400 ambulanten Pflegediensten arbeiten zur Zeit über 144.000 Mitarbeitende.

Für Rückfragen und weitere Informationen stehen wir Ihnen gern zur Verfügung.

Visionär des Katastrophischen Vor 150 Jahren wurde der letzte große Sinfoniker Gustav Mahler geboren von Prof. Kurt Witterstätter, Speyer

Ein Mann, der seiner Zeit voraus war. Und darum von seinen Zeitgenossen nicht verstanden wurde. Das war er gewiss: Der Komponist Gustav Mahler, der vor 150 Jahren am 7. Juli im böhmischen Kalischt geboren wurde. Heute muss er in der Häufigkeit seiner Platzierung in den Konzertprogrammen mit Beethoven, Brahms und Bruckner in die oberste Rangreihe gestellt werden. Noch lange nach seinem Tod drei Jahre vor dem Ersten Weltkrieg war das nicht so. Sogar noch der „Kleine Brockhaus“ von 1950 benannte als bedeutendste Komponisten der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Reger, Pfitzner, Richard Strauss und Hindemith. Der 1911 erst 51jährig verstorbene Mahler findet sich nicht dabei. Der letzte große, deutsch-österreichische Sinfoniker



„Ohne Mahler“

Foto: Kurt Witterstätter

Mahler war seiner Zeit weit mehr voraus, als seine exzentrische Spätromantik erahnen lässt. Im Persönlichen kann man darauf verweisen, dass seine aufwühlend-schmerzlichen „Kinder-totenlieder“ von 1902 den Verlust seiner Tochter Maria Anna fünf Jahre später vorweg nahm, deren plötzlicher Tod 1907 an Diphtherie Mahler sehr zusetzte. Noch frappierender ist, dass Mahler in den Trauergesängen, den jähen Abstürzen und der zerschmetternden Katastrophik seiner Sinfonien die große Tragik des Ersten und des Zweiten Weltkriegs voraus empfunden hat. Erst nach den Tragödien der ersten Jahrhunderthälfte einschließlich des Holocaust reifte die Musikwelt von 1960 an allmählich einer tief empfindenden Mahler-Renaissance entgegen.

„Tod in Venedig“ untermalt Müßig ist es, danach zu fragen, was Mahlers derzeitige Aktualität herbei geführt hat. Da sind



Aus der 5. Sinfonie

die Breitenwirkung vom Abspielen des leidenschaftlichen Adagiettos aus der Fünften in Luchino Viscontis Verfilmung des „Todes in Venedig“ 1971, der exzentrische Einsatz von Mahlers dirigierendem „Enkel“-Nachfolger Leonard Bernstein (über Vorgänger und Mahler-Freund Bruno



Zu seinen Lebzeiten war Mahler als Dirigent gefeierter denn als Komponist

Walter) für Mahler vor allem in Wien, aber einfach auch die Reifung der Musik-Öffentlichkeit nach den Jahrhundert-Tragödien für Mahlers ausgreifende Ausdruckswelt. Den anfangs noch skeptischen Wiener Philharmonikern musste Bernstein verdeutlichen: „Das ist doch Eure Musik. Wenn nicht ihr, wer soll sie dann spielen?“ Mahlers groß dimensionierte sinfonische Musik umspannt sowohl rückwärts gewandt expressive romantische Gefühlshaftigkeit als auch die breit deklamierende, niederschmetternde Trauergestik

der mahnend anhebenden Moderne. Dies in den prophetischen Posaunenrufen der Dritten, in den Todesmärschen der Fünften und in den Hammerschlägen seiner Sechsten. Lyrik (im erwähnten Adagietto der Fünften, aber auch im Final-Adagio der Dritten, der als schönster Sinfoniesatz aller Zeiten bezeichnet wird) wie dissonante Katastrophik sind die weit gesteckten Pole in Mahlers Werk. Mit ihnen spannt er den Bogen zwischen gefühlshafter Romantik und desillusionierender Moderne.

Tiefe Zerrissenheit

Wie konnte Mahler diesen Spagat bewältigen? Er entstammte der jüdischen Familie eines autoritär-patriarchalen Seifen- und Branntweinfabrikanten. Dem jungen Mahler fiel das Musikalische in Wien als 15jährigem begnadet schnell zu. Der angehende Dirigent bekam Musikdirektoren-Stellen im weiten Habsburger und Deutschen Reich von Laibach und Olmütz über Kassel, Prag, Leipzig, Budapest und Hamburg bis nach Wien als Chef der Staatsoper und der Philharmoniker. Er heiratete die Tochter des Malers Emil Jakob Schindler, die auch musikalisch versierte Alma, deren kompositorischen Ambitionen er aber aus seiner patriarchalischen Grundeinstellung heraus ein Ende setzte („In einer Ehe kann nur einer von beiden komponieren, und das bin bei uns ich“).

So war Mahler in vielem zerrissen: Er litt unter den tätlichen Demütigungen seiner Mutter durch den herrschsüchtigen Vater, worin Sigmund Freud nach einer Sitzung mit Mahler 1910 einen „Marienkomplex“ diagnostizierte, zwang aber dann auch selbst seine eigene Frau Alma in eine ihm dienende Position. Dem angefeindeten jüdischen Glauben schwor er ab und wurde katholisch, weil er wusste: In Österreich bin ich nur der Böhme, in Deutschland nur der Österreicher, und überall in der Welt nur der Jude.

Leid und Anfeindungen bestimmten neben Triumpfen und Erfolgen die kurze, 51jährige Wegstrecke Mahlers, der am Ende noch als Musikdirektor nach New York ging, und der auch in seiner operntheatralischen Arbeit als Vorläufer

des modernen Regietheaters eines Wieland Wagner und Walter Felsenstein 50 Jahre später weit in die Zukunft wirkte.

Klänge aus den Alpen

Die Kompositionen seiner (Orchester-)Lieder und Sinfonien rang sich Mahler überwiegend in seinen freien Sommermonaten während der Theaterferien in seinen Alpenhäusern ab. Sie gehören zum Tiefsten, Erhabensten und Vorausblickendsten, was man sich musikalisch vorstellen kann. Auch wenn man in ihren deklamatorisch-tragischen Grundtönen genauso den Niederschlag seiner Lebenstraumata als auch die Vorausblicke auf die Jahrhundert-Tragödien erblicken kann.

Der messianisch gläubige Mahler teilt sich aber ebenso in seinen hoffnungsvollen, christlich geprägten Passagen mit wie im Auferstehungsschlusschor der Zweiten oder in den Vokal-Klängen der Achten („Sinfonie der Tausend“), die vom Hymnus „Veni creator spiritus“ bis zum Faust-II-Finale „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“ reichen.

Dem Kompass treu bleiben Lernziele für die Arbeit mit älteren Menschen

Von Bildungsreferent Heinz Dauner, Calw

In seinem lesenswerten Abriss über die Lernzielbestimmung in der Altenarbeit durchleuchtet Bildungsreferent Heinz Dauner aus Calw verschiedene Beziehungsebenen, in die der ältere Mensch gestellt ist. Er betrachtet dabei die Beziehungen der alten Menschen zu sich selbst, zu anderen, zu den nachfolgenden Generationen und zu Gott. Daraus ergeben sich verschiedene Aufgabenstellungen, die der Referent folgend beschreibt.

Worauf kommt es in den späteren Lebensjahren an? Um was geht es? Wie heißen die altersspezifischen Lernziele? Das gesamte Leben ist ein Lernprozess. Die verschiedenen Altersstufen haben spezifische Aufgaben. Das Leben ist in der ersten Lebenshälfte schwerpunktmäßig eine Aufbauphase, in der zweiten Lebenshälfte zunehmend eine Lösungsphase, wurde gesagt. Im Neuen Testament wird von „Wachstum“ gesprochen. Was soll wachsen? Der Apostel Paulus redet von „Säuglingen“ und von „Vätern“ im Glauben, der Philosoph Kant spricht vom Ziel der Mündigkeit, der Tiefenpsychologe Carl Gustav Jung von der „Individuation“, von anderen als Persönlichkeitsfindung bezeichnet.

Konventionelle Seniorenarbeit beschränkt sich vorwiegend auf das Erbauliche, die Ermutigung zum Gottvertrauen, ohne auf Lernziele hinzuweisen. Bleibt es ausschließlich dabei, bedeutet das, im tiefenpsychologischen Sinne nach einer „zudeckenden“ Methode zu verfahren. Ziele aufzuzeigen, um die es im Lebensprozess geht, fördert das innere Wachsen und Reifen bei Älteren. Das schließt nicht aus, dass nicht wenige Menschen intuitiv das Richtige erfassen und tun. Alter wurde nämlich schon immer wieder mit „Reife“ und „Weisheit“ zusammengebracht. Doch diese Stufe wird nicht automatisch erreicht, wie uns der Begriff der „gierigen Greise“ zeigt.

Die anderen und ich selbst

Leben vollzieht sich innerhalb eines Beziehungsgeflechts. Es geht im ganzen Leben um die Beziehung des einzelnen zu sich selbst und zu anderen. Hinzu sollte noch die Beziehung zu Gott kommen. Die Lebensphase des älteren Menschen ist eine physische Abbauzeit. Um so zwingender ist es, wesentlicher zu werden und darin zu unterscheiden, was nur interessant ist und was ich innerlich aus dem Bisherigen für meinem weiteren Lebensprozess brauche, was für mich wichtig ist. In der Beziehung zu sich selbst steht die Frage im Vordergrund: Wer bin ich und wer nicht, wer soll ich sein? Es gilt, auf den roten Faden des eigenen Lebens zu achten,

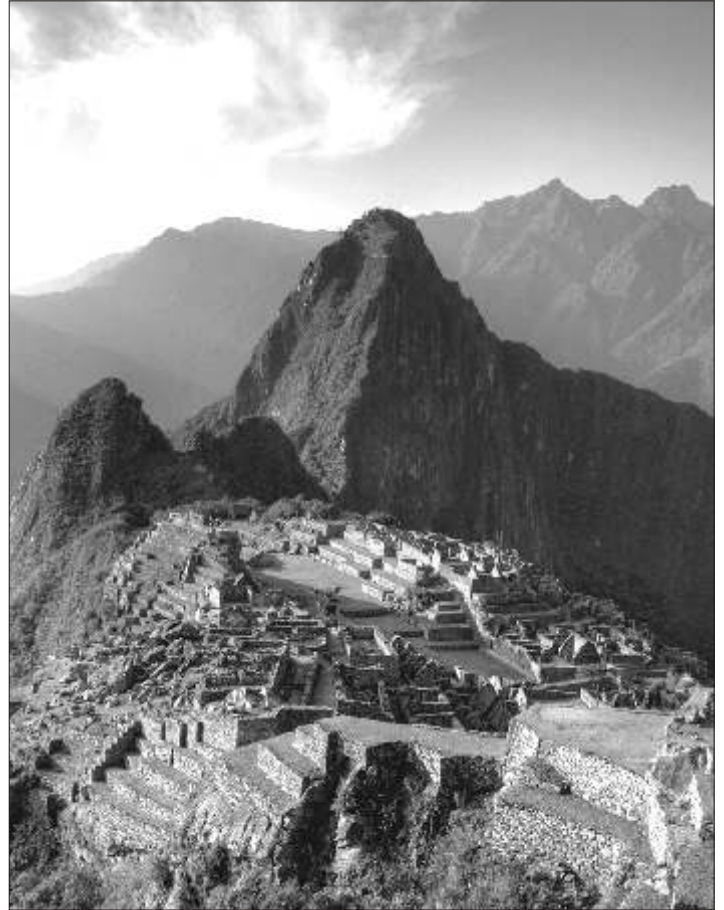
auf den Lebensentwurf, wie Gott ihn meint, den inneren Kompass, wie eine Illustrierte schrieb. Um sich selbst treu zu bleiben, ist es erforderlich, immer wieder zu fragen, wie das eigene Leben gesehen und was getan werden soll, was es heißt, das für mich Wesentliche zu tun, dem eigenen Charisma entsprechend zu handeln und auf Gaben und Aufgaben zu achten.

Erfolge und Niederlagen

Was möchte Gott durch mich bewirken? Was ein Mensch ist, ist er geworden durch Anlage, Ideale, Prägungen und Verhalten. Vergangenheit ist immer auch in der Gegenwart enthalten. Darum ist der Blick in die Vergangenheit förderlich, um sich selbst besser zu verstehen und zu steuern. Niemand wird dem eigenen Ideal konsequent gerecht. Es gibt kein Leben ohne Fehler, Niederlagen und Schuld. Sich dieser Wirklichkeit zu stellen, schafft Klarheit im Selbstverständnis, macht bescheiden und frei für Gegenwart und Zukunft. Sich mit sich selbst zu versöhnen, ist eine der Lebensaufgaben. In einer Opferrolle zu verharren, macht unfrei. Ein Blick zurück in die eigene Lebensgeschichte zeigt aber auch das Gelungene, Dankenswertere und Erfreuliche. Gottes Spuren im Leben zu erkennen, stärkt das Gottvertrauen. Der Gott, der uns Beistand gab und sich gütig zeigte, ist der Gleiche, heute und morgen. Das Erkennen des Dankenswerten stärkt das Gottvertrauen.

Beziehungen pflegen

Eine besondere Bedeutung hat das Thema Beziehungspflege. Es gilt, positive Beziehungen zu pflegen, dazu neue aufzubauen und alte zu überprüfen. Sind sie es wert, dass sie im seitherigen Maße gepflegt oder überhaupt durchgehalten werden sollen? Ein mündiger Mensch sieht die Aufgabe, auf andere zuzugehen und benötigt dazu nicht Weisungen. Unsere Zeit erfordert einen zunehmenden Blick auf Sozialfälle im Umfeld und die Bereitschaft, helfend auf andere zuzugehen. Jeder Mensch wird schuldig an andern und erfährt das Schuldigwerden anderer an sich selbst. Mit andern sich zu versöhnen und zur Versöhnung anderer beitragen ist auch eine



Alle Völker haben ihre Heiligtümer: Blick auf die Sonnengott-Stadt Machu Picchu in den peruanischen Anden. Foto: Wikipedia

Aufgabe der späteren Lebensjahre. In der Beziehung zu Gott gibt es Unverstehbares, das Tragische, das im Annehmen und Tragen im Blick auf Christus von einem Hadern bewahren will.

Alles Leben vollzieht sich im Generationenverbund. Die Jugend orientiert sich in der Schulzeit und in der Ausbildung an den Älteren. Die nachwachsende Generation schaut auf die Betagten in ihrer Abbauphase, wie sie ihr Leben bewältigen und was sie dazu von ihnen lernen können. Ist ein Leben gelungen, wird bei einem Menschen Lebenskunst, Lebensweisheit sichtbar. Was Lebensweisheit ist, kommt z.B. in zahlreichen Sprichwörtern des Volksmundes und in Zitaten zum Ausdruck. Was ist für andere beispielhaft, vorbildlich? Dazu gehört, dass sich die Älteren zu ihren Schattenseiten, Fehlern und Schwächen bekennen und um Entschuldigung

bitten können. Man sollte wissen, dass andere auch unsere Rückseite sehen. „Der Wert eines Menschen hängt davon ab, wie sehr er sich für die Dinge schämt,“ sagte George Bernhard Shaw.

Beweglich für die Zukunft

Statt Altersgeiz sollten Altersgroßzügigkeit, statt Altersempfindlichkeit Besonnenheit, statt Altersstarrsinn Altersbeweglichkeit, statt Ehrsucht die Fähigkeit des Loslassens, statt starrer Ernsthaftigkeit gelöster Humor beispielhaft sein. Nehmen die Älteren Anteil an der nachfolgenden Generation, auch gesellschaftspolitisch, oder sind Ältere selbstzufrieden ohne Außenblick? Ein Soziologe meinte, die ältere Generation sei harmoniebe-dürftig und politisch konservativ. Das genüge nicht, um die Zukunft zu gewinnen und um ein gutes Beispiel zu geben.

Ein gelungenes Leben äußert sich in innerer Weite und innerem Tiefgang, im „Blick vom Balkon“. Der Weg dazu liegt in der Besinnungspflege im Verlauf des Lebens, im Erkennen des Wesentlichen. Der Weg des Christen führt zur immer tiefer werdenden Erkenntnis der Liebe Gottes und des Verstehens der Schöpfungszusammenhänge im Ganzen. Albert Schweitzer nannte den Apostel Paulus im Blick auf seine Aussage, dass es gälte „in Christus (zu) sein“, einen Mystiker. Gott wird im Prozess der Schöpfung gegenwärtig. Der „Blick vom Balkon“ sollte heute in der Zeit der Globalisierung auch die gesamte Menschheit umfassen. Alle Menschen leben, weil Gott sie haben wollte und mit ihnen einen Plan hat. Das sollte sich auch in den Fürbitt-Gebeten der Christen widerspiegeln.

Priesterliche Weitsicht

Das Neue Testament wünscht sich weitsichtige, mündige und reife Menschen als priesterliche Menschen, die mitleiden und mithoffen, und die segnende Menschen sind. Der Geist der Liebe verbindet mit andern. Ein segnender Mensch wünscht dem andern die Nähe Gottes. „Wer segnet, auf den kommt auch wieder Segen zu-

rück.“ (Donohue). Ein Theologe äußert, dass wer segnet, der mehre den Segen Gottes. In unserer Schöpfung ist letztlich alles zielbezogen, auch wenn der einzelne es nicht erkennt. „Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge“, heißt es in Römer 11, 36. Paulus denkt in Äonen. Sein Durchblick endet im Lobpreis mit den Worten: „Ihm sei Ehre in Ewigkeit.“ Damit schließt sich ein Kreis vom Erwähltsein durch Gott für die Gemeinschaft mit ihm bis hin zum „Lobpreis seiner Herrlichkeit“ (Epheser 1,12) bis hin zum konkreten Ruhm Gottes. Der irische Ordenspriester O'Donohue schreibt von seinem Vater: „Seine Augen waren in das Unsichtbare verliebt.“ Bonhoeffer bemerkt, dass alles Leben des Christen Vorfreude sei.

Der Erkenntnisprozess des Menschen ist nicht der Alterung unterworfen und kann sich bis zuletzt weiterentwickeln. Darum können letzte Worte Sterbender besonders beachtenswert sein. Im Reifungsprozess des Lebens gibt es keinen Ruhestand. „Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden“, bemerkt Hermann Hesse. Darauf einzugehen, hält innerlich lebendig.

Das Zitat

**„Wir wollen
die geborenen
Einmischer sein.
Wir wollen ein
bewohnbares
Land suchen.“**

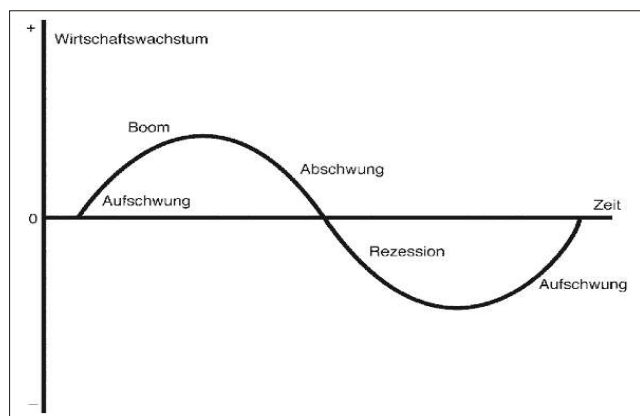
Heinrich Böll

Die Achterbahn der Wirtschaft

Das Auf und Ab der Konjunktur birgt Gefahren

von Prof. Kurt Witterstätter, Speyer

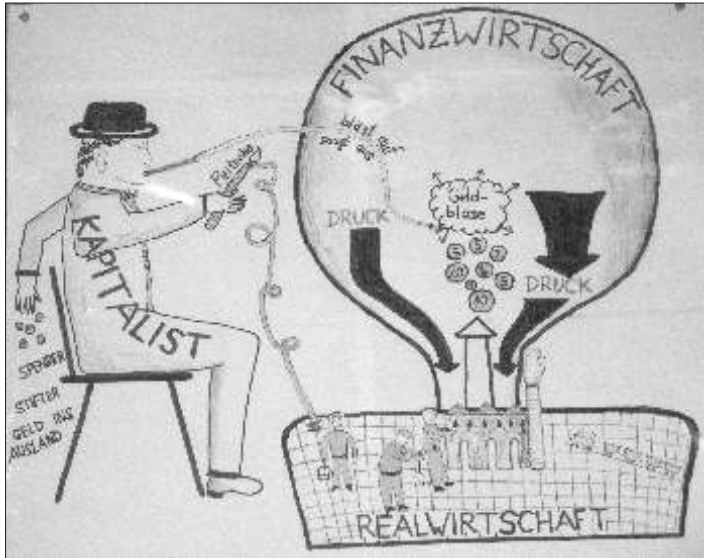
Wer sein Erspartes falsch anlegt, kann böse herein fallen. Das hat viele Menschen ins Unglück gestürzt. Eine Gruppe bayerischer Rentner kidnappte im Juni 2009 sogar einen Anleger, der die Senioren geprellt hatte. Sehr alte Menschen erinnern sich noch an den schwarzen Börsen-Freitag des Jahres 1929. Und nicht nur an die vom Zusammenbruch der New Yorker Lehman-Bank im September 2008 ausgelöste aktuelle Wirtschaftskrise. Die Volkswirtschaften befinden sich in einem Auf und Ab vergleichbar einer Berg- und Talfahrt. Aus biblischen Zeiten sind die sieben fetten und die sieben mageren Jahre bekannt nach 1. Moses 41, 14-36. Allgemein wird diese Abfolge von reger Produktion mit dem Höhepunkt der Hausse und das Einbrechen wirtschaftlicher Aktivität mit der krisenhaften Depression in einer Sinuskurve mit dem sinkenden Verlauf des Abschwungs und dem ansteigenden Aufschwung gezeichnet. Da Produktion, Einkommen und Konsum zusammen hängen und sich gegenseitig bedingen, bezeichnet man dieses Auf und Ab auch mit dem lateinischen Begriff für Verbundenheit *coniunctio* bzw. zusammen binden *coniungere* als Konjunktur.



Normaler Konjunkturverlauf in der Wirtschaft

Dem folgen dann auch die Börsenkurse, weil die Erfolge und Misserfolge der Unternehmen an ihren Anteilscheinen, also den Aktien, gemessen werden. Dabei stellt sich die Frage, ob die Bewertung von Unternehmenserfolgen und Firmenergebnissen in den Aktienkursen nur die Folge wirtschaftlicher Aktionen sind. Oder ob die Börsenkurse nicht eher ein Eigenleben haben, das von den Akteuren an der Börse wesentlich gesteuert wird. Die Finanzwirtschaft mit ihrem Kontogeld, ihrem Kreditwesen und ihren Wertpapieren gewinnt nämlich zunehmend ein Eigenleben gegenüber der realen Arbeit und Produktion in der Wirtschaft, deren Produktionsleistungen man deshalb auch als Realwirtschaft bezeichnet. Dass die in der Finanzwirtschaft (Banken, Versicherungen, Börse, Finanzierung) Tätigen einen so großen Einfluss haben, wird zunehmend kritisiert. Ihre Einkommen sind sehr hoch, weil der Geldsektor stark aufgebläht ist. Die Diskussion um die Berechtigung von Zinseinkommen für die Überlassung von Geldkapital an realwirtschaftlich Aktive hat eine lange Geschichte. Das geht zurück bis zur Vertreibung der Geldwechsler durch Jesus im Tempel von Jerusalem Matthäus 12, 12 + 13, über den Verzicht des Zinses im islamischen Bankwesen und die mittelalterliche, christliche Zinsverbots-Lehre bis zur heutigen Kritik an der unkontrollierten Finanzwirtschaft.

Einen Begriff von der Größenordnung des Finanzsektors gibt der Geldsachverständige Wilhelm Hankel mit dem Hinweis, dass 2007 einer Welt-Wertschöpfung an Gütern und Diensten in Höhe von 50 Billionen US-Dollar eine Kreditmaschinerie des Bankensystems von 500 Billionen US-Dollar, also das Zehnfache, gegenüber gestanden hätten. Zu dieser schwindelerregenden Summe von Finanzmitteln, die in ihrer Vielfalt kaum noch überschaubar sind, ist es durch das Kreditwesen gekommen. Bevor es Geld als allgemeines Zahlungsmittel gab, tauschten die Menschen untereinander das aus, was sie brauchten: Getreide gegen Obst, Felle gegen Spaten oder Milch gegen Gemüse. Ein Gut war besonders geeignet, weil es haltbar, leicht transportierbar, in viele Größen teilbar und allgemein begehrt war:



Finanz- und Realwirtschaft

Bild: attac Speyer

Edelmetall wie Gold und Silber. Das werthaltige Waren-Geld war geboren. Da es vor allem für Händler aber gefährlich war, die Goldmünzen immer mit sich zu führen, wurden sie bei Bankiers eingelagert, die dafür Quittungs-Scheine ausstellten, mit denen die Kaufleute ihren Handel genauso treiben konnten wie mit edlen Münzen. Besonders die schon immer ausgabenfreudigen Staaten trachteten danach, solche Scheine auszustellen: Die Banknoten.

Muster ohne Wert

Und schnell schafften sie die Deckung ihres Geldes durch Werte ab. Papiergeld war nicht mehr durch Gold gedeckt. Es kam sogar noch schlimmer: Waren die in Umlauf gebrachten Geldscheine schon nicht mehr durch Goldbarren abgesichert, wurde dieses Notengeld, an dessen Wert die Bürger nur noch glauben mussten, durch Kredite uferlos vermehrt. Die Banken konnten sich nämlich sicher sein, dass ihre Sparrer nie alle auf einmal zu ihnen kommen würden, um sich ihre Guthaben bar auszahlen zu lassen. Also konnten sie denen, die Geld für erfolgversprechende Vorhaben brauchten, Kredite auf Konten gewähren. Das führte zu nur auf dem (Giro-)Konto existierenden Gutschriften, dem Giralgeld, auch Buchgeld genannt, weil es nur in den Büchern stand. Der bargeldlose Zahlungsverkehr war entstanden. Dies entwertete das

Geld (inflationierte es), da (Investitions-)Nachfrage ausgeübt wurde, bevor Konsumgüter auf den Märkten waren.

Anfangs ließ man die Banken noch einen bestimmten Teil des so geschöpften Giralgeldes bei der Zentralbank zu deren Kontrolle in Staatsgeld oder Zentralbank-Guthaben als Mindestreserven hinterlegen. Man dachte an zehn Prozent, nach der Weltwirtschaftskrise 1929 kurzzeitig an 100 Prozent. Heute ist man in Europa aber nur bei zwei Prozent Mindestreserveeinlagen (Russland ist bei 3,5 Prozent, China bei 16,5 Prozent Mindestreservesatz).

Noch mit weiteren Mitteln wollten die staatlichen Zentralbanken die Buchgeld-Vermehrung kontrollieren: Mit den Belastungen der Geschäftsbanken für die von ihnen für Gutschriften bei der Zentralbank eingelösten Schecks, Wechsel und sonstigen Schuldpapiere. Dieser Abschlag heißt vom Italienischen *disconto* her Diskont. Der Diskontsatz ist umgekehrt maßgebend für die Zinssätze, die die Banken ihren Kreditnehmern berechnen. Dieser Leitzins lag in Europa 2000 noch bei 4,5 Prozent, 2005 bei 2,25 Prozent und beträgt 2010 nur noch 1 Prozent.

Bär und Bulle

Das kredit- und konjunkturpolitische Instrumentarium zur Steuerung der Wirtschaft ist in Europa seit Übergang zur Europäischen Zentralbank 1999 kaum mehr vorhanden. Umso stärker wirken sich die Vorgänge an den Börsen der Finanzwirtschaft aus. Dort werden die Geldquellen von Staat und Unternehmen wie Aktien, Anleihen und Pfandbriefe, also Wertpapiere oder Effekten, gehandelt und bewertet. Angebot und Nachfrage ergeben dort den als Kurs bezeichneten Preis. Ein hoher oder niedriger Börsenkurs kann über Wohl und Wehe eines Unternehmens, seine weitere Kreditwürdigkeit etwa, entscheiden. Da an der Börse die Banken mit in ihren Depots eingelagerten Wertpapieren (mit Depotstimmrecht) als sehr finanzstarke Akteure auftreten, können durch spekulative, hohe An- und Verkäufe starke Einflüsse auf die Kurse ausgeübt werden.

Gestreute Gerüchte über Chancen oder Schwierigkeiten der Firmen können die Kursausschläge noch verstärken. Es gibt genauso die Kräfte des Bären, die die Kurse mit der Tatze nach unten zu drücken trachten, wie die Hörner des Bullen, die die Bewertungen nach oben schleudern wollen. Deshalb stehen vor der Frankfurter Börse Bulle und Bär. Der erfolgreiche Börsianer gestaltet diese Trends mit, um ihnen immer einen Tick voraus zu sein: Wertpapiere bei Tiefstand kaufen, um Kursgewinne mitzunehmen, dann aber im Höchststand abstoßen, um die Verluste zu meiden.



Bulle und Bär vor der Frankfurter Börse Foto: Kurt Witterstätter

Banken und Großaktionäre haben in diesem System eine gewaltige Macht. Sie können über ihre Unternehmens-Beteiligungen dort auf Gewinnmaximierung drängen, selbst wenn dies auf Kosten der Beschäftigten geht wie deren arbeitsrechtlicher Position und ihrer Arbeitssicherheit. Die Finanzwirtschaft verfügt nämlich über das Vielfache an Finanzkraft der realwirtschaftlichen Unternehmen.

Denn der Bankensektor bezieht seine Gelder nicht nur wie früher über Gutschriften der Zentralbanken, deren Einfluss durch die Liberalisierung geschwunden ist. Sondern die Banken gewähren sich im Inter-Bankensystem über kühne Finanzpapiere selbst Kredite. Diese immens gewachsenen finanziellen Spielräume sichern sich die Kreditinstitute mit Wertpapieren ab, in denen teilweise dubiose Forderungen verbrieft sind. Dazu werden etwa Darlehen benutzt, deren Rückzahlung kaum mehr erwartet werden kann, weil der Kreditnehmer wirtschaftlich zu schwach

ist. Wie bei jenen Krediten an ziemlich mittellose amerikanische Eigenheim-Erwerber, deren Häuser durch Sinken der Immobilienpreise im Wert sanken. Oder jetzt an Erwerber von Ferienwohnungen, deren Anlagen wegen sinkender Nachfrage gar nicht mehr zu Ende gebaut werden. Wie Dominosteine können so auch Finanzierungen im Inter-Bankensystem zusammenbrechen. Banken, die viele der am schwächsten abgesicherten und damit wertlosen Papiere haben, sogenannte „toxische“ oder Giftpapiere, geraten zuerst ins Trudeln. Und wer bei einer solchen „Bad“-Bank seine Guthaben hält, wird Verlierer sein.

Monetäres Völkerrecht

Da hat auch die Bewertung der Kreditwürdigkeit von Unternehmen und ganzen Staaten durch Rating-Agenturen (wie das seit hundert Jahren tätige Institut von John Moody, Standard & Poor's oder Fitch) nicht viel gebracht. Denn die Firmen zahlen ihren Gutachtern hohe Honorare und erwarten dann im Gegenzug, auf der Skala zwischen AAA und D günstig eingestuft zu werden. Eine Hand wäscht nun einmal die andere. Da auch die nationalen Staatsbanken keine Macht mehr haben, können nur internationale Abkommen zur Regulierung der Finanzwirtschaft helfen. Aber da tun sich die Staaten schwer, da jeder seinen eigenen Finanzplatz nicht beeinträchtigt sehen will.

So wird zur Eindämmung des zügellosen internationalen Geldverkehrs eine Transaktionssteuer für Devisengeschäfte gefordert. Außerdem sollte die zentralbankfähige Kapitalausstattung der Banken erhöht und die Verflechtung zwischen Rating-Agenturen und Firmen aufgelöst werden. Aber die am immens ausgeweiteten Kreditwesen gut verdienenden Banker haben daran kein Interesse. Sie wollen weiter Geld unsittlich mit Geld statt mit Arbeit verdienen. Diese Gier ist eines der Hauptprobleme der Weltwirtschaft. Geldmarktexperte Wilhelm Hankel fordert ein monetäres Völkerrecht. Die Banken sollten sich wieder mehr um das Kreditgeschäft vor Ort kümmern statt sich der internationalen Spekulation zu widmen.

Bis zur Reform kann man dem privaten Anleger nur raten: Die Finger von ungesicherten, „volatilen“, also instabilen, Papieren zu lassen wie Derivaten (nur indirekten Beteiligungen), Hedgefonds (kreditfinanzierten Spekulationspapieren) oder Leerverkäufen (eigentumsloser Zwischenbesitz). Wichtig sind Streuung des Wertpapierbesitzes in vier oder fünf unterschiedliche Anlagen unter Einschluss von Pfandbriefen (mit Absicherung durch Staatsausgabe, Haus- oder Schiffsbesitz). Wer nur geringe Beträge (unter 50.000 Euro) anzulegen hat, der beherzigt besser den Ratschlag von Börsen-Guru André Kostolany: Stecken Sie das Geld lieber in die Ausbildung Ihrer Kinder!

Kleines Lexikon rund ums Geld

Die vorstehenden Ausführungen um Wirtschaft und Börse sind für viele kein tägliches Bot. Wir erläutern daher hier wichtige Begriffe rund ums Geld in alphabetisch geordneten Stichwörtern.

Abwertung: Um die internationalen Warenströme reibungsloser fließen zu lassen, kann die feste Beziehung der Währungen verschiedener Länder neu bewertet werden. Bei der Abwertung von Geld A wird sein Umtauschwert in Währung B reduziert: Diese wird teurer. An Euros bräuchte man für 100 US-Dollar statt 67 Euro nun 77 abgewertete Euro. Bekommt man für 100 Dollar 50 Liter Rohöl, würden diese nun für die Europäer teurer: 77 statt 67 Euro.

Aktie: Zerstückelung des Grundkapitals eines Unternehmens in eigentumsbildende Anteilsscheine mit Recht auf Gewinn, Kapitalerhöhung, Verkaufserlös und Mitbestimmung. Der Kurs (Wert) der Aktie wird an der Börse gebildet.

Anleihe: Kreditbeschaffung gegen einen festen Rückzahlpreis bei festem Zins wie festverzinsliches Wertpapier, Obligation, Schuldverschreibung, Rentenwert.

Aufwertung: Neufestsetzung von Währungen zueinander. Geld A erhöht seinen Wert in Geld B. Hundert US-Dollar, für die man zuvor 77 Euro

brauchte, erhält man nun bereits für 67 aufgewertete Euro. Für die 50 Liter Rohöl bräuchten Europäer nun nur 67 Euro zu zahlen. Ein europäischer Kleinwagen zu 10.000 Euro würde den amerikanischen Kunden statt zuvor 13.000 Dollar nun 14.900 Dollar kosten.

Börse: Zusammentreffen von Anbietern und Nachfragern von Wertpapieren mit Aushandeln von deren Kursen. Die erste Börse im belgischen Brügge 1409 erhielt ihren Namen von der dortigen Patrizierfamilie „van der Beurse“ (oder auch vom lateinischen bursa für Beutel). Weitere Börsen folgten in Antwerpen, Lyon, Augsburg, Nürnberg, Köln und Frankfurt (1585, in New York 1792).

Derivate: Finanztitel, die nur zu einem Wertbruchteil aus anderen Anlagen (Aktien, Versicherungsscheinen) gebildet sind.

Diskont: Abschlag der Zentralbank bei Annahme von Zahlungsmitteln der Banken, den diese ihrer Zinsberechnung zugrunde legen.

Festverzinsliche Wertpapiere: Sie dienen der langfristigen Kreditfinanzierung. Dem Erwerber werden ein fester Zins und ein festgelegter Rückzahlungspreis garantiert.

Geld: Staatlich dokumentiertes Wertversprechen.

Genuss-Schein: Aktienartiger Anteilsschein ohne Mitwirkungsstimmrecht an der Unternehmensleitung.

Hedgefonds: Kreditfinanzierter Kauf von Anrechten an problembehafteten Unternehmen mit Erhoffen der Sanierung bzw. von Kursgewinnen.

Inter-Bankensystem: Kreditgewährung von Bank zu Bank auf Grundlage von Verbriefungen auch zweifelhafter Forderungen in Wertpapieren.

Investmentfonds: Jederzeit wieder verkäuflicher, eigentumsbildender Anteilsschein an einem Sortiment an Wertpapieren/Immobilien.

Leerverkäufe: Kurzfristiger, vorkaufsrechtsartiger Zwischenbesitz an Wertpapieren oder Rohstoffen zur Mitnahme von Werterhöhungen.

Mindestreserve: Pflicht der Banken zur Hinterlegung sicherer Finanzmittel zu einem geringen Teil ihres Kreditvolumens bei der Zentralbank (in Europa derzeit nur zu zwei Prozent).

Optionsschein: Nur gegen Einsatzgebühr erworbene Berechtigung, ein Papier zu einem bestimmten Termin oder davor zum festgelegten Basispreis zu erwerben („call“) oder abzustoßen („put“); die Differenz zum tatsächlichen Kurs ist Gewinn oder Verlust des Optionsinhabers.

Pfandbrief: Von Pfandbriefbank ausgegebenes Wertpapier mit besonderer Deckungssubstanz (Staatspapiere, Grund- oder Schiffs-Eigentum).

Rating-Agentur: Institute zur Bewertung der Bonität/Kreditwürdigkeit von Unternehmen und Staaten.

Schneeballsystem: Kreditgewährung nicht nur aufgrund der Ertragssituation bekannter Unternehmen, sondern aufgrund eingeräumter Spielräume neuer Kunden.

Staatsanleihe: Von Staaten (Bund, Länder, öffentlichen Körperschaften) ausgegebene Schuldverschreibungen.

Zertifikat: Schuldverschreibung des Ausgebers mit Wertentwicklung ausgewählter Titel, ohne dass der Erwerber Eigentum am Gesamt-Titelsortiment erwirbt (wie beim Fonds).

Allein reisen
ist wie ein
Selbstversuch.

Carmen Jäger

Miteinander gegen Vorurteile

Begegnungen zwischen Alt und Jung helfen zum Verständnis

Das Programm „Erfahrung ist Zukunft“ der Bundesregierung zeitigt schöne Erfolge. Im Magazin für Soziales, Familie und Bildung Nr. 84, Ausgabe 1/2010, der Bundesregierung lesen wir zur Begegnung zwischen Alt und Jung die folgende Beobachtung mit dem erfreulichen Ergebnis des Vorurteilsabbaus zwischen den Generationen.

Ganz viele Momente für Begegnungen zwischen Alt und Jung soll der Alltag bekommen, so das innovative Projekt der Zukunftsagentur im sauerländischen Arnsberg. Denn wo Menschen etwas miteinander erleben, verschwinden auch die Vorurteile.

Das Modell aus Nordrhein-Westfalen ist inzwischen ein Paradebeispiel, wie man den vielen Fragen rund um den demografischen Wandel positiv entgegenkommen kann. Schon die personelle Ausstattung zeigt, dass die Akteure über Ressort- und Altersgrenzen hinweg handeln: Eine Sozialpädagogin und ein Geograf kümmern sich um generationenübergreifende Projekte und sind zugleich Anlaufstelle für Bildungseinrichtungen und Altenheime. In der Kommune Arnsberg wird Innovation großgeschrieben, auch wenn es um das Thema "Zukunft Alter" geht.

Interesse von Jung und Alt

Wie das konkret aussehen kann? Bei allen Projekten ist von vornherein klar, dass beide Seiten davon profitieren sollen. Wer auf den ersten Blick denkt, vor allem die Älteren suchen den Kontakt zur jüngeren Generation, der erfährt in Arnsberg, dass Jugendliche und Kinder genauso interessiert sind. Sie stehen dem Alter oft vorurteilsfreier gegenüber als die Elterngeneration. Beispiele gefällig? Eine Theatergruppe führte ihre



Freiwillig engagieren

Foto: Erfahrung ist Zukunft/Rebecca Brather

Version der kleinen Raupe Nimmersatt auf. Alles, was für das Theaterstück notwendig war, machten die Akteure selbst. Der jüngste Teilnehmer war sechs, der älteste 86 Jahre alt. Auch ein Generationenzirkus machte Furore. Kinder und Demenz-Patienten jonglierten und zauberten gemeinsam. In doppelter Hinsicht ein Balanceakt, denn am Anfang solcher Projekte wisse man oft nicht, was am Ende dabei herauskommt, sagt Marita Gerwin von der städtischen Zukunftsagentur. "Diesen Mut muss man im Dialog der Generationen einfach haben".

Ein anderes Projekt ist "Opaparazzi": Die NRW-Landesinitiative "Junge Bilder vom Alter" gab den Anstoß für dieses Schulprojekt. Abiturientinnen und Abiturienten fragten Ältere nach ihrem Leben und so entstand ein erstaunlich offenes Gesprächsklima zwischen den Generationen. Das Fazit: Auch Ältere waren einmal jung und sind es irgendwie noch immer. Im Moment versucht die Stadt Arnsberg, Partnerschaften zwischen Schulen und Senioreneinrichtungen zu vermitteln - mit dem Ziel, jede Schule in der Stadt mit einer benachbarten Einrichtung zu vernetzen.

Nicht zum Nulltarif

Natürlich funktioniert eine solch übergreifende Bildungsarbeit "nicht zum Nulltarif", stellt Marita Gerwin fest. Immer sind Kunst-, Musik-, Theaterpädagogen in die Projekte mit eingebunden.

Diese besprechen mit allen Beteiligten im Vorfeld ausführlich, welche Erwartungen und Möglichkeiten sie für die Treffen zwischen Alt und Jung haben. Gleichzeitig dauert es Wochen und Monate, einzelne Projekte zu entwickeln. Erschwerend kommt hinzu, dass die Lehrpläne an den Schulen wenig Zeit für solche Aktivitäten lassen.

Trotzdem ist für alle Beteiligten klar, dass sie auf die Begegnung zwischen Jung und Alt nicht verzichten wollen. Die fast freundschaftlichen Kontakte, die unabhängig vom Alter während dieser Initiativen entstehen, sind deshalb nicht nur ein tolles Aushängeschild, welches zeigt, wie Städte und Gemeinden zu mehr Miteinander beitragen können. Hier wachsen auch Zusammenhalt und Solidarität zwischen den Generationen.

Sich für andere engagieren, etwas Neues lernen, ein Unternehmen gründen: in der Themenreihe "Mitten im Leben" berichtet "Erfahrung ist Zukunft" über Beispiele für ein aktives Alter.

"Erfahrung ist Zukunft" ist eine Initiative der Bundesregierung mit Partnern aus Wirtschaft und Gesellschaft. Sie macht die Herausforderungen des demografischen Wandels bewusst und wirbt für ein positives Bild vom Älterwerden. Gemeinsam zeigen die Initiatoren Perspektiven und Chancen in den Handlungsfeldern Beschäftigung, Existenz gründen, Lebenslang lernen, Freiwillig engagieren und Gesundheitlich vorbeugen auf. Aktuelle Informationen, Ratgeber-Tipps und der Angebotsfinder mit konkreten Angeboten der Generation 50plus gibt es unter www.erfahrung-ist-zukunft.de.

Reiseeindrücke sind
die Straßenkarten
der Erinnerung.

Carmen Jäger

Ältere als hilfreiche Wegweiser In Kölns Freiwilligen-Agentur: „Es beflügelt, wenn sich Jugendliche begeistern“

Viele junge Menschen gehen ins Ausland oder kommen nach Deutschland, um dort einen freiwilligen Dienst zu absolvieren. Die Kölner Freiwilligen Agentur bringt sie mit den richtigen Projekten zusammen und gibt den Ankommenden wie Aufbrechenden wichtige Fingerzeige für ihre ersten Schritte in der Domstadt oder an ihrem Einsatzort weit weg von Köln. Diese ehrenamtliche, wegweisende Tätigkeit Älterer geschieht im Rahmen der Initiative „Erfahrung ist Zukunft“ EiZ. Im Magazin für Soziales, Familie und Bildung der Bundesregierung Nr. 4/2010 vom 6.4.2010 lesen wir folgendes Interview zu dieser Anlauf-tätigkeit durch Ältere.

Ehrenamtliche Mentoren der Freiwilligen-Agentur wie die 74jährige Sabine Joó unterstützen auch Kölner Jugendliche, die im Internationalen Freiwilligendienst in eine der neun Partnerstädte Kölns gehen. Mal ist Istanbul sehr beliebt, mal Cork oder dann wieder Barcelona. Sabine Joó ist Mentorin bei der Kölner Freiwilligen Agentur. Der Verein bietet einerseits jungen Kölnerinnen und Kölnern die Möglichkeit, sechs bis zwölf Monate in einem sozialen Projekt im Ausland mitzuhelfen. Umgekehrt vermittelt die Organisation Jugendliche aus dem Ausland in ähnliche Projekte in Köln und gibt dort Anlauf-Hilfestellung. Für die Initiative "Erfahrung ist Zukunft" EiZ sprach Christina Kruse-Tschan mit Sabine Joó.

Frage: Was ist die Aufgabe einer Mentorin bei der Kölner Freiwilligen Agentur?

Sabine Joó: Eigentlich habe ich zwei Aufgaben. Zum einen stelle ich die Arbeit des Vereins vor



Hilfe beim Start in und aus Köln Foto: Bundesregierung

und besuche dazu Schulen, verschiedene Messen oder auch Jobcenter. Junge Menschen sollen gewonnen werden, sich im Sinne der Freiwilligen Agentur zu engagieren. Zum anderen kümmere ich mich um die jungen Menschen, die aus einer der Partnerstädte nach Köln kommen und sich ein halbes oder ein ganzes Jahr lang in einem sozialen Projekt engagieren. Dazu gehört auch, geeignete Projekte zu finden. Alleine wäre das natürlich nicht zu schaffen. Zum Glück sind wir ein Team von sechs Mentorinnen.

Frage: Wie setzt sich das Team zusammen?

Frau Joó: Wir sind Frauen im Alter von 40 bis 74 Jahren. Zwei davon sind Lehrerinnen, ich selber habe als Ärztin gearbeitet. Etwa die Hälfte des Teams ist noch berufstätig. Die Arbeit haben wir untereinander nicht strikt aufgeteilt, alle machen alles. Wir freuen uns einfach, dass wir Jugendlichen behilflich sein können. Das ist ungemein bereichernd.

Frage: Wie unterstützen Sie die jungen Menschen, die nach Köln kommen?

Frau Joó: Wer zu uns kommt, dem wird eine Mentorin zugeteilt. Die Mentorin holt ihren Schützling vom Flughafen oder Bahnhof ab und bringt ihn oder sie zum Projekt, das die Unterkunft stellen muss. Ich habe schon öfters einen

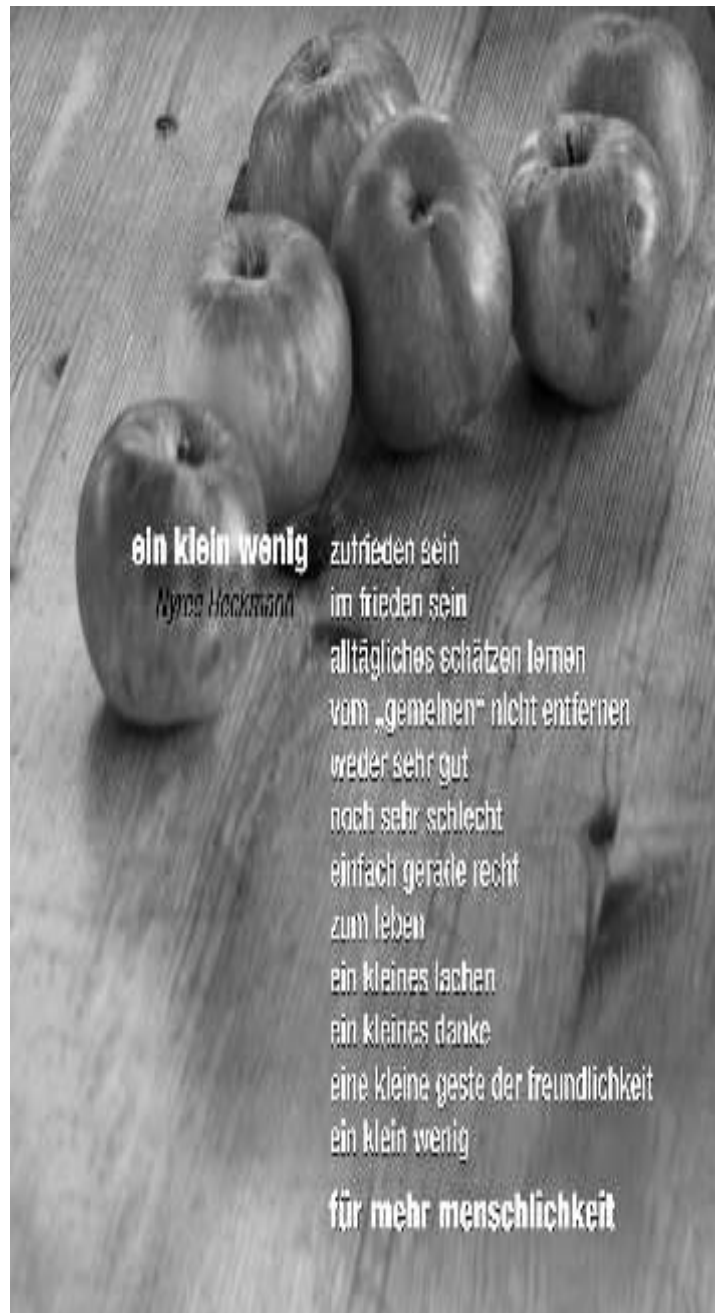
Jugendlichen bei mir aufgenommen, wenn das ausgesuchte Projekt kein Zimmer für den auswärtigen Helfer hatte. Das ist natürlich nicht der Regelfall. Darüber hinaus möchten wir den jungen Leuten etwas Besonderes bieten. Wir organisieren zum Beispiel Führungen durch Köln oder fahren zum Haus der Geschichte in Bonn. Obligatorisch ist ein Empfang beim Oberbürgermeister. Aber der Höhepunkt für jeden Freiwilligen ist natürlich der Kölner Karneval.

Frage: Warum engagieren Sie sich für die Freiwilligen Agentur?

Frau Joó: Ich finde es toll, wenn junge Menschen ins Ausland gehen, dort Erfahrungen sammeln, etwas Fremdes kennen lernen und ihren Horizont erweitern. Es beflügelt mich jedes Mal, wenn die Jugendlichen zurückkommen und berichten, es wäre das tollste Jahr in ihrem Leben gewesen. Viele interessieren sich später für das Thema Entwicklungshilfe. Dafür brauchen sie diese Erfahrung.

Frage: Haben Sie ähnliche Erfahrungen gesammelt?

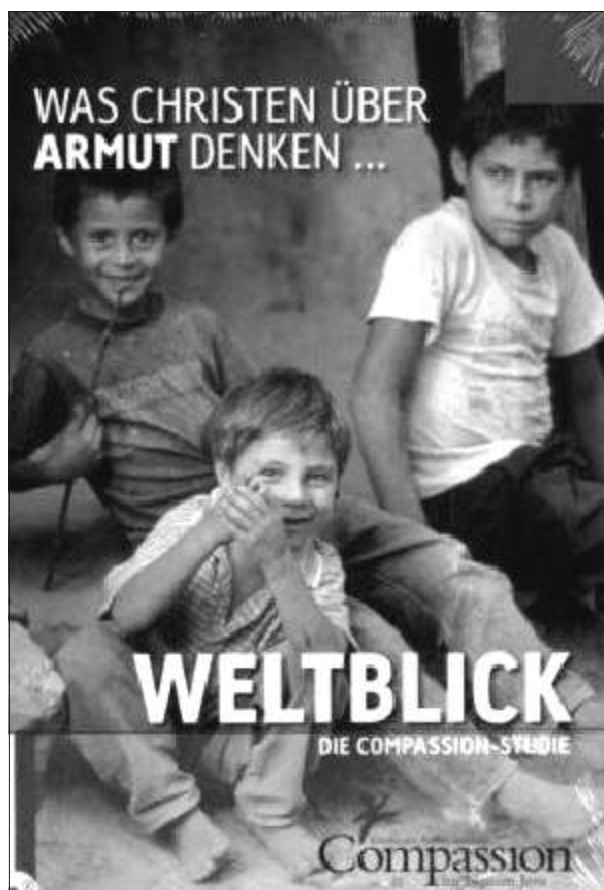
Frau Joó: Ja, ich habe eine ähnliche Biografie. Als junge Frau habe ich in den Nachkriegsjahren für die Friedensorganisation „Service Civil International“ kurzzeitige freiwillige Arbeitseinsätze in Schweden und Frankreich geleistet. Später war ich für den Deutschen Entwicklungsdienst tätig und leitete 1980 ein Wiederaufbauprojekt in Uganda. Als ich etwa drei Jahre vor meiner Pensionierung einen Artikel über die Kölner Freiwilligen Agentur las, wusste ich sofort, dass das etwas für mich ist; ich ging zu einer Beratung. Kurz nachdem ich im Ruhestand war, habe ich dort angefangen.



Mehr über Armut wissen Tätiges Mit-Empfinden kann Unterprivilegierten helfen

von Prof. Kurt Witterstätter, Speyer

In einer kürzlich vorgelegten Studie des Marburger Forschungsinstituts „Empirica“ bei über tausend Befragten aus landeskirchlichen und freireligiösen Gemeinden meinten die Teilnehmenden zwar mehrheitlich, dass sie sich persönlich mit dem Thema Armut auseinandersetzen, sich kirchlicherseits darüber aber schlecht informiert fühlen. 86,5 Prozent der sich in der Studie Äussernden finden die sozialen Verhältnisse bei uns eher ungerecht, in der Welt finden das mit 76,1 Prozent auch sehr viele. Mehr zur Armut hören wollen 61,5 Prozent der Befragten, aber bei 30,2 Prozent wird das Thema Armut in der Gemeinde nie thematisiert.



Diese im Buch „Was Christen über Armut denken“ veröffentlichte Studie (siehe auch unsere Buchbesprechung „Eine Lobby für die Armen“) gibt uns Anlass, hier folgend etwas über das Thema Armut auszusagen.

Wie sich Armut zeigt

Zunächst kann man Armut in ihren Erscheinungsformen beschreiben. Woran mangelt es armen Menschen? Hierbei kann man folgende Formen von Armut unterscheiden:

- primäre Armut: Die Grundbedürfnisse wie der Bedarf nach Nahrung, Kleidung und Wohnung sind ungesichert; diese Form der Armut wird vor allem in unterentwickelten Ländern sehr stark sein;
- sekundäre Armut: Es besteht ein Mangel an höherwertigen Gütern und Geräten, deren Besitz unabdingbar erscheint, wie etwa ein Fernsehapparat, eine Waschmaschine, ein Kühlschrank, eine Tageszeitung;
- tertiäre Armut: Hier handelt es sich um individuelle Mangelsituationen, die persönliche Hilfe in sozialer Dimension bedingen. Die tertiär Armen leiden unter einem Mangel an Bildung, Gesundheit, Wohnqualität, sozialer Integration und Partizipation.

Wir sehen: Armut ist relativ in Bezug auf das, was in einer Gesellschaft Standard ist. Ein Hungernder in der Dritten Welt leidet vor allem unter primärer Armut. Den Unterprivilegierten in den Wohlstandsländern schmerzt die Nichtteilhabe an sekundären und tertiären Gütern.

Demgemäss enden Armutszuschreibungen in den armen Ländern bereits bei Überschreiten von einem Einkommen von zwei Dollar pro Tag (das wären etwa 500 Euro im Monat für Leben und Wohnen). Bei uns reicht die Armutsmarge für eine Einzelperson bis gegen 800 Euro monatlich. Alle Einzel-Personenhaushalte, die weniger zur Verfügung haben, gelten als arm. Für die zweite und dritte und weitere Personen gelten Äquivalenzzahlen, da die festen oder Gemein-Kosten des Haushalts (mit Telefon-, Funkgebühr, technische Geräte) ja nur einmal anfallen. Die Zahlenfolge lautet 0,5, dann 0,3 und so fort. Ein Paar ist dann bis 1.200 Euro (netto) monatlich arm, ein

Paar mit Kind bis 1.440 Euro, mit zwei Kindern bis 1.680 Euro netto monatlich.

Was noch arm macht

In den Blick ist bei Armut aber nicht nur die Einkommensarmut zu nehmen, sondern die mehrdimensionale Ausprägung von Armut muss betrachtet werden. Zum unzureichenden Einkommen gesellt sich bei Armut noch ein schlechter Zugang zu Bildung, zu einem dauerhaften Arbeitsplatz und zu Gesundheitsdiensten sowie eine mindere Wohnausstattung. Einkommen, Bildung, Arbeit, Gesundheit und Wohnen sind also die Bestimmungsgrößen für eine zureichende gesellschaftliche Zugehörigkeit oder für einen Ausschluss davon.

Für die Feststellung, wie viele Arme es gibt, kennt man die Messzahlen der absoluten Armut. Sie legen die Grenze mit den Bedarfen der Grundsicherung fest. Wer Grundeinkommen wie das Arbeitslosengeld II (gemeinhin Hartz IV genannt) oder die Grundsicherung im Alter bezieht, ist bekämpft arm. Wer das nicht bezieht, aus Unkenntnis oder Nichtgewährung, ist latent oder verdeckt absolut arm. Die Sätze flottieren jedoch wegen der unterschiedlichen Wohnkosten, die zu den pauschalisierten Regelleistungen (derzeit 359 Euro monatlich) hinzu kommen.

Die relative Armut richtet sich nicht an einem solchen absoluten Bedarfs-Maß aus, sondern orientiert sich am Durchschnittseinkommen der Gesamtbevölkerung. Wer bis zu oder unter 60 Prozent des durchschnittlichen Einkommens der Gesamtbevölkerung liegt, gilt als relativ arm. Armutsnah oder armutsgefährdet sind dann diejenigen, die ein Einkommen zwischen 60 und 75 Prozent aller beziehen. Hier kommen für Mehrpersonen-Haushalte die genannten Äquivalenzzahlen für weitere Personen ins Spiel. Nach dem Dritten Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung vom 19.5.2008 leitet sich für einen Single aus dem Durchschnitts-Nettoeinkommen von 1.300 Euro monatlich die relative Armutsschwelle von 781 Euro monatlich ab.

Zahl der Armen

Wieviele Arme gibt es nun? Ohne Sozialleistungen wie Kindergeld, Wohngeld und Grundeinkommen wäre in Deutschland 2006 jeder vierte Bürger arm gewesen (oder 26 Prozent der Bevölkerung, das wären gut 20 Millionen Menschen). Durch die sogenannten Sozialtransfers sind es aber nur 13 Prozent oder jeder achte (etwas über zehn Millionen Menschen sind bekämpft arm). Die Verteilung der Armen in Ländern der Europäischen Union zeigt folgende Tabelle (nach dem erwähnten Dritten Armuts- und Reichtumsbericht von 2008):

Arme mit und ohne Sozialleistungen im Jahre 2005 (in Prozent der jeweiligen Bevölkerung)

	Europäische Union	Deutschland	Frankreich	England
Arme ohne Sozialleistungen	26%	26%	25%	30%
Arme nach Sozialleistungen	16%	13%	13%	19%

Besonders von Armut betroffen sind Langzeitarbeitslose, Alleinerziehende (zu 24 Prozent) und Mehrkinder-Familien (die Armutsraten von Familien steigen von 8 Prozent bei einem Kind auf 9 Prozent bei zwei und auf 13 Prozent bei drei Kindern). Jedes sechste Kind (von 15 Millionen Kindern) ist tatsächlich arm; also gibt es in Deutschland 2,4 Millionen arme Kinder. Jedes dritte Kind ist armutsgefährdet, das sind fünf Millionen Kinder. Alte Menschen sind derzeit zu 2,3 Prozent arm.

Dagegen gelten 15 Prozent der Haushalte (oder gut 15 Millionen von den 80 Millionen Bundesbürgern) als einkommensreich (bei einer Haushaltsperson ab 3.418 Euro monatlich netto aufwärts bis 7.178 Euro monatlich netto aufwärts für eine vierköpfige Familie). Es gibt in Deutschland 13.000 jährliche Einkommens-Millionäre. Dadurch wird auch die Vermögensverteilung in Deutschland immer schiefelastiger: Während zwei Drittel der Deutschen so gut wie kein Vermögen haben, besitzt das reichste Zehntel der Deutschen Zweidrittel aller Vermögenswerte; die reichsten fünf Prozent Deutschen besitzen die Hälfte allen Vermögens, darunter sind 370.000

Vermögens-Millionäre und 50 Vermögensmilliardäre (von den Quandts, Flicks, Schickedanz, Henkels, Mohns bis zu den Albrechts und Schlecker).

In der Welt leidet eine Milliarde Menschen der Weltbevölkerung von 6,7 Milliarden Menschen Hunger. Ihre primären Bedürfnisse sind also nicht gedeckt. Die Zahl der nach unseren Maßstäben sekundär und tertiär Armen in der Welt dürfte bei zwei bis drei Milliarden Menschen liegen.

Sich um Armut kümmern

Nachdem nun die Armutssituation dargestellt wurde, stellt sich die Frage der Hilfe. Den Beistand den Armen gegenüber gebieten das Alte und das Neue Testament. Jesus gab uns auf, unseren Nächsten so zu lieben wie uns selbst. Praktisch gegen Armut etwas tun können Kirchengemeinden erst, wenn sie die Erscheinung der Armut zum Thema gemacht haben. Ansatzpunkte nennt uns die erwähnte Untersuchung des Marburger Forschungsinstituts Empirica „Was Christen über Armut denken“. Wir zitieren die zehn Ansatzpunkte aus den dort entwickelten zehn Gesichtspunkten:

- Informationen vor Ort sammeln: Wer ist in unserer Nähe arm?
- Sich intensiv in deren Lage versetzen und beten (auch mit anderen);
- Ansatzpunkte in der Gemeinde suchen (Paten für Kinder, Hausaufgabenhilfe);
- Selbsterfahrung (Fasten, Auto mehrere Tage nicht benutzen);
- Entrümpeln und Entbehrliches weggeben;
- von den Armen lernen, mit wenig auszukommen;
- Ziele im Weltmaßstab stützen (faire Produkte kaufen, Klimaverbesserung);
- Ressourcen schonen;
- Gerechtigkeit im Alltag vorleben;
- vor Ort mit den Maßnahmen beginnen.

Die Angst läuft mit Gewalt als Gemisch aus sozialen und ethnischen Verwerfungen

von Prof. Kurt Witterstätter, Speyer

Hand aufs Herz: Wer hat als Älterer nicht Angst, wenn er allein eine lange Fußgänger-Unterführung durchqueren muss? Oder wenn er bei Dunkelheit einen einsamen Seitenweg entlang laufen soll? Da beschleicht den Passanten des Jahres 2010 schon ein mulmiges Gefühl. Da fühlte man sich vor Jahrzehnten doch sicherer.

Die gefühlte Sicherheit hat abgenommen. Kriminalität und Gewalthandlungen sind allgegenwärtig. Es passieren laufend Dinge, die man früher, vor fünfzig Jahren aus der eigenen Jugendzeit, so nicht kannte:

- Diebstähle aus Krankenhaus-Zimmern,
- tätliche Angriffe auf Busfahrer,
- Handtaschenraub an alten Damen auf offener Straße;
- Behinderte und Obdachlose werden unterwegs zusammengeschlagen,
- Autos am Straßenrand abgefackelt,
- Geldautomaten mit Gas aufgesprengt,
- Wagentüren von an roten Ampeln haltenden Autos aufgerissen, um Handtaschen zu entwenden,
- Nobel-Sanierungshäuser zerstört und lebende Tiere im Lagerfeuer geröstet;
- junge Leute „klatschen“ andere Kinder und Jugendliche, um ihnen Geld und/oder ihr Handy abzapressen.

Die Gewalttaten aus Gier und Sadismus oder aus beiden Motiven nehmen zu. Gar nicht zu reden von pathologischen Aussetzern wie den Todeschüssen in Schulen (Erfurt, Emsdetten, Winnenden). Die brutalen Taten geschehen zum Teil ohne Ankündigung. Die Hemmschwelle sinkt. Die Gesellschaft verroht zusehends (siehe Klaus

Hurrelmann in „Kinder und Jugendliche in Armut“). Eingegriffen wird unter großer Unsicherheit. Denn die Sanktionsinstanzen sind gerade da, wo solche Taten massenhaft begangen werden, nicht mehr Herr der Lage. Zuerst einmal können sie nicht ständig und überall zugegen sein. Sodann müssen sie die Verhältnismäßigkeit der Gegenmaßnahmen beachten. Sanktioniert wird oftmals nur halbherzig, um bei den Tätern nicht noch mehr Aggressionen herauf zu beschwören. Und weil sich im Rechtsstaat auch die Täter des Rechts erfreuen. Die Brutalität wird mit solcher Härte vorgetragen, dass Ordnungskräfte um ihre eigene Unversehrtheit und ihr eigenes Leben fürchten müssen. So gelangen Straßenzüge in die Kontrolle von Gewalttätern, in denen die Polizei nur noch ungern agiert. Man spricht von „No Go Areas“.

Gemisch von Ursachen

Wo liegen die Ursachen für die Häufung der Gewaltphänomene? Die Ursachen sind vielfältig und schwer zu greifen. Das gilt für jegliches menschliches Handeln. Vielfach liegen ihm ganze Motivbündel zugrunde, die man nicht so einfach auseinander dröseln kann. Sicher ist, dass gerade den Gewaltphänomenen auf der Straße diffuse soziale und ethnische Konfliktursachen zugrunde liegen: Neid auf Besitzende, Ausbeutung durch andere, Perspektivlosigkeit, Diskriminierung durch Mächtige und eigene Machtansprüche bis zu religiösem Wahn mit Verachtung von „Ungläubigen“. Dieses Gemisch kann sich bis zu Fanatismus und eigenem Sendungsbewusstsein steigern.

Das ist vor allem da der Fall, wo die Akteure die strukturelle Gewalt des Finanzkapitals und der westlichen Staatenbündnisse für ihre Handlungen ins Spiel bringen: Nach der Hypothekenpleite 2008 setzte eine starke Spekulation in den Warenbörsen ein und führte zu einem enormen Anstieg der Lebensmittelpreise vor allem in der Dritten Welt. Die Europäische Union subventioniert den Export von Gemüse und Geflügel (teilen); die Hähnchenbrust genießen die Europäer selbst. Damit wird die klein-bäuerliche Landwirt-

schaft vor allem Afrikas ruiniert. So Jean Ziegler in seinem Buch „Der Hass auf den Westen“. In unseren europäischen Gesellschaften selbst wächst mit Niedriglöhnen, Leiharbeit und immer schlechteren Arbeitsbedingungen das Armutspotential.

Kick Erlebnissuche

Neben solch politischen Ursachen für eine radikale Gegnerschaft gegen unser Gesellschaftssystem spielt bei den gewalttätigen Aktionen aber auch die Erlebnissuche bei den Tätern mit. Jugendliche geben dieser Lust gerne nach. Es ist eben reizvoll, zu provozieren. Wenn Polizei anrücken muss, hat man etwas vollbracht. Das erzeugt einen Kick. Das Gewaltmonopol des Staates mit der Kontrolle über das eigene Wohnquartier infrage zu stellen, verschafft Befriedigung. Vor allem, wenn man als angeblich „Überflüssiger“ von der Gesellschaft offenbar nicht gebraucht wird, was Ralf Dahrendorf einmal als unerträglichen Zustand bezeichnet hat. Das bekommen vor allem jene jungen Migranten zu spüren, die sich im Bildungs- und Berufssektor schwerer als Einheimische tun. Ob nun aus Bildungsunwilligkeit und Bildungsresistenz oder aus einer auch religiös motivierten, feindlichen Gesinnung unseren Institutionen gegenüber. Haben wir uns mit den vielen Zuwanderern nicht doch übernommen, fragt Arnulf Bähring in seinem Buch „Scheitert Deutschland?“ Sicher haben wir zu lange auf Integration gehofft, an der Teile der ausländischen Population, vor allem die aversiv Eingestellten, gar nicht interessiert sind.

Jedenfalls wirken uniformierte Ordnungs- und Hilfskräfte der staatlichen Gemeinschaft auf Chaoten befeuernd. Polizisten, Feuerwehrleute, Rettungsdienste und Wachleute werden bei ihren Einsätzen immer mehr behindert und angegangen. Lagen sich bis vor fünf Jahren noch junge Türken und junge Russland-Einwanderer oftmals gegenseitig in den Haaren, verbündeten sie sich heute miteinander gegen Uniformierte im Einsatz. Es kommt vor, dass die Polizei zu Schlägereien von einem halben Dutzend Streitender gerufen wird. Im Nu rottet sich über Handys herbei geru-

fen eine Gruppe von mehreren Dutzend bis zu hundert Gewalttätigen gegen die Polizisten zusammen. Zusätzlich beorderte Ordnungskräfte schaukeln die Situation weiter auf. Selbst Journalisten, die über die Gewaltszenarie berichten wollen, werden angegriffen. Dafür filmen die Akteure ihre „Schauspiele“ auf ihren eigenen Handys und stellen sie ins Netz; diese Art Publikation heißt „Happy slapping“.

Kriminelle Milieus

Die Straßenkämpfe werden aber auch von Kriminellen bewusst ausgenutzt, um Schutzgelder von Anliegern zu erpressen. Wiederum spielt das Platzhirsch-Verhalten eine Rolle wie bei Motorradrocker-Gruppen wie den „Hell Angels“, die eine Art Betätigungsherrschaft beanspruchen. Zuweilen mischen sich auch politisch motivierte Proteste und Kriminalität wie beim gewalttätigen Intifada-Kampf junger Moslems gegen Israel mit den darauf aufsitzenden Gelderpressern für den Schutz vor dabei angedrohten Zerstörungen und Demolierungen von Geschäfts- und Restaurant-Mobiliar.

Überhaupt werden aus jugendlichen Protest-Gangs durch straffe Organisation (mit „Patent“, Kommandostrukturen und Stadtguerilla) in verschiedenen Ländern schnell mobilisierbare (per Handy) Terror-Organisationen, die auch Drogen- und Prostitutions-Kriminalität sowie Geldwäsche begehen. Ein fatales Gemisch. Man denke an Hispanos in den US-Südstaaten, „Les Arabes“ in den Banlieus (Vorstädten) Frankreichs, an Marokkaner in den Niederlanden, an Kontingent-Asylanten in Skandinavien, an Südasiaten in Großbritannien, Kaukasier in Russland, von Hasspredigern in Koranschulen aufgehetzte islamistische Gotteskrieger innerhalb und außerhalb der arabischen Welt und an Favela-Bewohner in Südamerika. Es gärt in der Welt.

Das abgehängte Kreuz

Wo bleibt das Christentum? Geraten die Christen durch die Versöhnlichkeit ihrer Bergpredigt ins Hintertreffen? Es wird gesagt, man bräuchte sich nicht zu wundern, dass dann, wenn das Kreuz

abgehängt wird, der Halbmond erscheint. Vermutlich hat dieses Bild insoweit seine Berechtigung, als die Christen ihre Religion nicht entschieden genug vertreten. Christliche Kirchen werden bei zurück gehender Kirchlichkeit aufgegeben, während Moscheen in Deutschland und in anderen europäischen Ländern hinzu kommen. Der Verfall unserer überkommenen Werte ist leider allgegenwärtig. Werte wie Achtung vor anderen, Respekt vor dem Mitmenschen, Ordnung der Allgemeinheit, Sauberkeit des öffentlichen Raums gelten immer weniger, stattdessen kommt es zu Aggressionen, Beschädigungen, Beleidigungen, Verwahrlosung und Brutalität.

Christliches Alltagshandeln kommt ins Hintertreffen. Es kommt vor, dass Chaoten und aufgehetzte Gewalttäter sich gerade christlich geprägte Bräuche wie Weihnachtsmärkte, Laternenumzüge und religiöse Feiern zu Störungen vornehmen. Normales Alltagsleben soll eingeschränkt werden. Das geht bis zu Trink- und Speisegewohnheiten. In den Mahlzeiten von Kindertagesstätten und Schulen soll Muslimen zuliebe kein Schweinefleisch verarbeitet werden. Islamische Bewohner beschwerten sich bereits, wenn in der Ramadan-Fastenzeit in Wirtschaften in ihren Wohnvierteln Alkohol ausgeschenkt wird mit der Begründung, das würde ihre religiösen Gefühle verletzen. Sogar Ex-Verfassungsgeschichtsvizepräsident Winfried Hassemer fantasierte geringere Strafmaße auf „Ehrenmorde“ an islamischen Töchtern und Schwestern wegen Verbotsirrtums der Täter-Väter und Täter-Brüder. Das Aufnahmeland ist in der Defensive.

Gangsta-Rap

Da stellt sich die Frage, inwieweit nicht Texte von arabischen Gangster-(Gangsta-)Rappern als anstößig zu empfinden sind wie jene des Palästinensers Wasiem Taha (genannt „Massiv“), des Tunesiers „Bushido“ (eigentlich Mohammed Yussuf Ferchichi, der eine eigene Partei für die Bürgermeisterwahl in Berlin gründen möchte), von Mohammed El-Ahmad oder von Muhabbet. Vom Türken Muhabbet aus Köln, der ursprünglich Murat Ersen hieß, sei der folgende Rap-Text

„Im Westen“ wiedergegeben: Er ist für Leser des ESW-Informationsbriefs gewiss unappetitlich, soll aber den bei uns platzgreifenden Werteverfall dokumentieren: „Wo ich herkomm? Ich komm aus der Küche der Hölle! Den meisten von Euch Fotzen ist der Ort bekannt als Kölle. Diese Stadt ist voller Schwuchteln und Schlampen, oberflächlicher Ottos und richtig linken Ratten. Denn ich weiß, der Hund, der bellt, ist der Hund, der niemals beißt. Ich bin der, der schweigt und dir das Messer zeigt. Nachdem ich zugestochen habe, warn ich dich: Geh nicht zu weit! Kill dich, denn für Fotzengelaber hab ich keine Zeit.“



Der Sänger Muhabbet - bürgerlich Murat Ersen

Da teilen sich ungeheuerere Feindschaften, Aggressionen und ein Verachtungspotential ohnegleichen mit. Zu lange wurden auch optische Video-Horrorszenen und filmische Gewaltexzesse in ihrer angeblich kathartischen Lösungswirkung auf Aggressionsgelüste verharmlost, bis wir fassungslos vor den Schul-Tötungsdelikten von Erfurt und Winnenden standen. Der frühe medienpädagogische Warner Werner Glogauer („Die neuen Medien verändern die Kindheit“) wurde nicht ernst genommen.

Rezepte gegen Bürgerkriege
Sind Bürgerkriege, wie sie etwa Udo Ulfkotte in seinem Buch „Vorsicht Bürgerkrieg! Was lange

gärt, wird endlich Wut“ herauf kommen sieht, unvermeidbar? Gibt es Gegen- oder wenigstens Schutzmaßnahmen? Man kann da an vielerlei denken: Allseitige Videokamera-Überwachung, biometrische Erkennungsmaßnahmen, Drohnen-Fotografie über gefährdeten Stadtteilen und Regionen, abendliche Ausgehverbote für gewaltbereite Jugendliche, Horten von in Deutschland ausgegebenen Euro-Geldscheinen (mit dem Buchstaben „X“ hinter der Serien-Nummer für Bundesbank) für den Fall des Auseinanderbrechens des Euro, Teilumtausche des Geldes in Edelmetall (Gold, Silber), Anlegen von Lebensmittel-Notvorräten für Liefer-Engpässe bei inneren Unruhen (zehn Kilo Teigwaren, zwei Kilo Milchpulver, zwanzig Liter Mineralwasser und Ähnliches), Packen eines Notfallrucksacks.

Sind das paranoide Vorstellungen? Verschwörungstheorien und Katastrophengemälde? Vielleicht. Aber so gemütlich wie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wird es im 21. Jahrhundert in Europa und Übersee höchstwahrscheinlich nicht mehr werden. Denn viele werden unter dem Slogan „Kein Brot für die Welt“ (so das Buch von Wilfried Bommert) leiden. Wie gut, dass sich viele schon seit langem dem Hilfswerk „Brot für die Welt“ verschrieben haben (vgl. auch das Buch „Brot zum Leben“ der ESW-Gruppe Brotzeit).

Das Zitat

„Gewalt gibt es nicht nur auf den Straßen, (...) es gibt auch Gewalt und Gewalten, die auf der Bank liegen und an den Börsen hoch gehandelt werden.“

Heinrich Böll

Ältere bringen ihre Potentiale ein Mehrgenerationen- Wohnprojekt „Wohnen Plus“ in Nürnberg

Im „Magazin für Soziales, Familie und Bildung“ der Bundesregierung Nr. 85, Ausgabe 3/2010, vom 1.3.2010 wird über ein gemeinschaftliches Wohnprojekt von Jung und Alt in Nürnberg berichtet. Das „Wohnen Plus“ benannte Projekt setzt auf ein Miteinander der jüngeren und alten Bewohner der 44 organisatorisch miteinander verbundenen Wohneinheiten, zu denen auch Gemeinschaftsräume zählen.

„Wohnen Plus“ ist ein Gemeinschaftsprojekt in Nürnberg auf Genossenschaftsbasis. Es wird vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend unterstützt. Das Projekt umfasst 44 barrierefreie Wohnungen, eine Kindertagesstätte und 300 Quadratmeter Gemeinschaftsflächen.



Gelebte Wirklichkeit: Verschiedene Generationen unter einem Dach
Foto: Bundesregierung

Neue Formen der Gemeinschaft entdecken, für einander einstehen und Eigeninitiative stärken das sind die Ziele des Hausprojekts „Wohnen Plus Alte, Alleinerziehende und Kinder“.

Zentrale Idee des Wohnprojekts ist ein innerer Versorgungsbund, in dem die Menschen sich gegenseitig unterstützen. Und dies zum Nutzen aller Beteiligten: So helfen Jüngere Älteren etwa beim Einkaufen, bei körperlichen oder handwerklichen Arbeiten oder beim Umgang mit dem Computer oder dem Handy. Umgekehrt sind die Älteren für die Jüngeren da: Sie bringen Kinder in die Schule, geben Hilfestellung bei den Hausaufgaben oder beim Erlernen eines Musikinstruments.

„Die Idee von ‚Wohnen Plus‘ steht für eine lebendige und intakte Zivilgesellschaft“, sagte Bundesfamilienministerin Kristina Schröder-Köhler anlässlich der Eröffnung. „Was mir so gut gefällt: Hier haben sich Menschen zusammen gefunden und sind von Anfang an für ihr Projekt eingestanden. So konnten die Wünsche, Erwartungen und Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner bestmöglich umgesetzt werden. Wohnen Plus steht also auch für die großen Potentiale, die ältere Menschen für unsere gesamte Gesellschaft einbringen. Das Projekt ist ein gelungenes Beispiel dafür, wie wir den demografischen Wandel als Chance erkennen und gestalten können“, meinte die Ministerin in Nürnberg weiter.

Das Projekt besteht aus 32 Wohnungen für ältere Menschen, elf Wohnungen für Alleinerziehende und einer Gästewohnung. Dazu kommt eine Kindertagesstätte mit 62 Plätzen, die sich in drei Gruppen unterteilen. Die zugehörigen Gemeinschafts- und Mehrzweckräume stehen auch der umliegenden Bewohnerschaft des Stadtgebiets für gemeinsame Veranstaltungen und kulturelle Aktivitäten zur Verfügung. Zudem gibt es ein Koordinierungs- und Quartierbüro. Es soll die Aktivitäten künftig lenken und Wohnberatungen anbieten.

Initiatorin ist die Genossenschaft „anders-WOH-NEN“, die das Haus gemeinsam mit dem Humanistischen Sozialwerk Bayern betreibt. Das Bundesfamilienministerium hat den Bau mit 660.000 Euro gefördert. Die Gesamtkosten liegen bei rund 7,5 Millionen Euro.

T-Shirt misst Herzfrequenz Ja zu technischer Assistenz fällt nicht leicht

Deutschland wird im Jahr 2035 eine der ältesten Bevölkerungen der Welt haben. Mehr als die Hälfte der Bewohner ist dann 50 Jahre alt und älter. Altersgerechte Assistenzsysteme werden aus dem Alltag nicht mehr wegzudenken sein. Die Entwicklung ist momentan noch in einem frühen Stadium, die neue Technik noch nicht akzeptiert, aber nicht mehr wegzudenken.

Denn die meisten Menschen möchten möglichst lange in den eigenen vier Wänden leben. Die vertraute Umgebung sorgt für Wohlbefinden. Doch mit zunehmendem Alter nehmen auch die gesundheitlichen Einschränkungen zu. Schon in 15 Jahren wird die Zahl der über 80jährigen in Deutschland um 70 Prozent auf dann über sechs Millionen Menschen gestiegen sein. Sie alle möchten auch im hohen Alter sicher und komfortabel wohnen. Altersgerechte Assistenzsysteme (englisch „Ambient Assisted Living“ oder kurz AAL) können hier helfen.

Eine Studie des Berliner Instituts für Sozialforschung ergab, dass viele ältere Menschen den Einsatz von unterstützender Technik befürworten: 58 Prozent der Seniorinnen und 37 Prozent der Senioren haben demnach nichts dagegen, mit Hilfe technischer Systeme in den eigenen vier Wänden leben. Die höchsten Akzeptanzwerte erzielten automatische Sicherungssysteme für die Wohnung, Fernüberwachung für Herz-Kreislauf-Kranke sowie mobile Gesundheitsassistenten, etwa ein T-Shirt mit EKG-Funktion zur Herzfrequenz-Messung.

Auch wenn die Akzeptanz für diese Technik in der Theorie hoch ist: In der Praxis stößt sie immer wieder auf Widerstände. Das stellen Hartmut Strese und Christine Weiß vom Verband

Deutscher Ingenieure (VDI/VDE) häufig fest. Zum Beispiel gibt es seit mehr als einem Jahrzehnt Notrufsysteme, die mit einer Rettungsstelle verbunden sind. „Doch die Geräte zum Umhängen sind so klobig, dass keiner sie tragen will“, sagt Strese.



Assistenzsysteme: Helfer der Zukunft für Ältere
Bild: Bundesfamilienministerium

Intelligente Systeme wachen über Gesundheit
Der Diplom-Mathematiker koordiniert im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung BMBF die Fördermaßnahme für ein „Gemeinsames Programm zu Assistenzsystemen“. 23 europäische Partnerstaaten beteiligen sich an dem Programm. Dessen Ziel ist es, die Lebensqualität älterer Menschen mit Hilfe von Informations- und Kommunikationstechnologien zu verbessern. Etwa 700 Millionen Euro stehen dafür zwischen 2008 und 2013 bereit, davon 45 Millionen des Bundesbildungsministeriums.

Geforscht wird zurzeit vor allem im Bereich Gesundheit. Hier gibt es den größten Bedarf. Entwickelt werden intelligente Teppiche, die erkennen können, ob ein Mensch gestürzt ist. Sensoren in den Wänden können laufend Vitaldaten erfassen und weiter leiten; es wird elektronische Pflegeakten und Bewegungssessel geben. Die Möglichkeiten sind unendlich. Wichtig ist, dass die Technik sich dezent in die Wohnumgebung einfügt und von jedem Menschen leicht zu be-

dienen ist. Daher ist es erforderlich, dass an den Projekten nicht nur Unternehmen beteiligt sind, sondern auch die künftigen Nutzerinnen und Nutzer. Oder auch die Pflegedienste, die diese intelligente Technik in zwanzig oder dreißig Jahren gemeinsam mit den Nutzern einzusetzen haben. Denn der demografische Wandel betrifft das Pflegepersonal genauso: Die Pflegefachkräfte, die sich um Pflegebedürftige zu kümmern haben, werden zahlenmäßig weniger und, soweit sie noch im Einsatz sind, ebenfalls älter.

An der Überzeugung arbeiten

Doch noch mangelt es der neuen Technik an Akzeptanz. Vor allem weil bisherige Lösungen unhandlich waren. Zum anderen muss die gesamte Technik gesteuert werden. Das funktioniert zurzeit fast ausschließlich über den Fernsehapparat. Denn Computer sind zumindest den heute Hilfs- und Pflegebedürftigen noch fremd. Christine Weiß kümmert sich daher um die Begleitforschung. „Nur wenn die Hilfebedürftigen die elektronische Sensor-Technik bejahen, werden sie sie anwenden“, sagt die Expertin für Gesundheit und Demografie. Um die Forschung auf eine möglichst breite Basis zu stellen, bringt sie wissenschaftliche Fachleute mit Seniorenorganisationen zusammen.

Doch nicht nur die Hilfebedürftigen der Zukunft selbst sind zu überzeugen. Weitere Akzeptanz-Probleme liegen im Haftungsrecht und beim Datenschutz begründet. So sollen und dürfen hilfsbedürftige, ältere Menschen weder elektronisch bevormundet noch ausgespäht werden. Die Forscher Strese und Weiß wollen daher künftig verstärkt Überzeugungsarbeit für die technischen Hilfen leisten: Indem sie zum Beispiel mit einem AAL-Mobil, das durch Deutschland fährt und informiert, durch „Anfassen“ die Ängste vor „Ambient Assisted Living“ nehmen.

Das intelligente Haus

Ein weiterer psychologischer Türöffner für die techno-sensorischen Hilfen ist das intelligente Haus, das sogenannte „Smart Home“. Da ist die Fernbedienung, die auf Knopfdruck alle elek-

trischen Geräte in der Wohnung abschaltet (mit Ausnahme des Kühlschranks). Oder der Transponder zum Auf- und Zusperrern, der die Schlüsselsuche erübrigt. Glas-Sensoren warnen bei Einbruch und übernehmen selbsttätig das anstrengende Hoch- und Herunter-Lassen der Rollläden. Diese Maßnahmen könnten schon heute für Wohnungsbaugesellschaften interessant sein. Viele Wohnblöcke stammen aus den 1960er- und 1970er- Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Wenn sie saniert werden, um den neuesten energetischen Standards zu genügen, könnten auch solche Assistenzsysteme gleich mit eingebaut werden, erklärt Weiß.

„Der gesamte Bereich schreit geradezu nach Innovation“, betont Hartmut Strese. Es handelt sich um einen Milliardenmarkt: Laut einer Studie könnte sich der AAL-Assistenz-Markt innerhalb von zwei Jahren von 2,5 auf sechs Milliarden Euro mehr als verdoppeln. Christine Weiß beschäftigt sich schon mit dem nächsten wichtigen Thema: Mobil bis ins hohe Alter. Im Mittelpunkt stehen Nah- und Fernverkehr sowie Touristik. Denn viele Ältere möchten gerne reisen, hat Weiß beobachtet: „Aber viel zu häufig scheitern die Reisepläne schon am Fahrkartenautomaten“.

Hinweise aus dem Leserkreis

Einen Hinweis darauf, was den Alltag und die Situation alter Menschen beschwert, gibt unser Leser Reinhold Kilp aus Nastätten in seiner folgenden Zuschrift. Sie zeigt, dass oftmals ganz kleine Dinge wie eine größere Schrift auf Beschreibungen, leichter entfernbarer Verschlüsse bei Verpackungen oder Handläufe an Treppen eine bedeutende Erleichterung bedeuten. Hier wäre für Hersteller noch ein weites Feld zu bestellen, wenn sie Hinweise der Betroffenen beherzigen. Reinhold Kilp schreibt:

„Die Technik ist leider nicht immer die Freundin der alten Menschen. Meine Erfahrungen oder Erlebnisse will ich hier mitteilen: Kleine Augentropfenflaschen sind nur mit einem Werkzeug zu öffnen, wenn die Kraft der Finger schwach wird. Oder auch abgepackte Lebensmittel lassen sich nur schwer nutzen, etwa wegen zu harter Kunst-

stoff-Verschlüsse, oder Blechdosen sind zu mehreren in harten Kunststoff-Folien eingeschweißt. Überhaupt gibt es zu wenig Kleinpackungen für den Ein- oder Zwei-Personen-Haushalte und Ähnliches. Im praktischen Alltag fehlen an vielen Eingängen mit Treppen die Handläufe oder sie sind schlecht montiert und gestaltet. Böden sind zu glatt, es liegen zu viel Teppiche aus, auf denen man rutschen und fallen kann. Sitzmöbel sind vielfach so tief, dass man aus ihnen nur sehr schwer wieder hoch kommt.

Bei Autos fehlen nun schon seit vielen Jahren an fast allen Modellen die Regenrinne am Dach über der Tür, an denen man sich früher beim Ein- und Aussteigen gut festhalten konnte. Sehr vermisst habe ich Festhaltungsmöglichkeiten bei Schnee und Eis auf nicht wenigen Parkplätzen, wenn man am Fahrzeug rechts oder links oder am Heck entlang geht. In diesem Bereich gäbe es noch eine Menge seniorengerechte und alten-dienliche Veränderungen, es würde aber zu weit führen dies all zu erklären.

Nun noch etwas Wichtiges, was auch winterbedingte Gefahren betrifft: Gehstöcke, Stützstöcke, Gehhilfen mit Armstützen sollten eine auswechselbare Spitze statt nur des üblichen Gummifußes haben. Auch Metallkrallen für Eis und Schnee wären hilfreich. Diese Unterstücke sollten auch unterwegs leicht austauschbar sein. Vorschläge für technische Einzelheiten gebe ich gern mit dem Einverständnis des Benutzers weiter.

Nun noch ein paar weitere Worte zu anderen Themen: Sorgen bereiten schon seit Jahren die ungerechten Rentenbewertungen für Spätheimkehrer mit schlechten Ausgleichen für diesen Personenkreis, von denen viele in fremden Ländern (zwangs-)arbeiten mussten. Ein Ärgernis ist auch die unzureichende Rechtsstellung von Hauseigentümern, die durch sogenannte Mietnomaden geschädigt wurden, indem sie mehrere tausend D-Mark-Beträge an Mietverlusten und Wertminderungen zu verkraften hatten.“

Das bessere Morgen ersehen Eine Besinnung über die Träume der Alten

von Pastor Gerhard Neumann, Hamburg

Zum 15jährigen Bestehen der Evangelisch-Freikirchlichen Beratungsstelle Hamburg hielt Pastor Gerhard Neumann in der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Hamburg-Altona eine Predigt über die „Träume der Alten“, die wir hier mit seiner freundlichen Genehmigung in wesentlichen Passagen wiedergeben. Der Traum wird hier sowohl als Gefahr zu Rückschlägen als auch als ein Ansporn gesehen, für ein besseres Morgen einzutreten. Seiner Predigt legte Pastor Neumann Joel 3, 1 und Apostelgeschichte 2, 17 zugrunde.

„Liebe alte Gemeinde Altona, liebe Zuhörer, wie alt oder jung sie sich fühlen mögen: Im Zentrum dieser Predigt soll ein einziger Satz stehen, den wir zweimal in der Bibel finden, einmal beim Propheten Joel im ersten Teil der Bibel und ein zweites Mal in der Pfingstpredigt des Apostels Petrus in der Apostelgeschichte: Die Alten werden Träume haben.

Auf diese Weise wird in der Bibel beschrieben, wie sich das Leben aus Gottes Geist zeigt. Wo etwas aus dem Geist Gottes geboren wird, wo der Geist Gottes Leben hervorbringt, da werden die Alten Träume haben. Dass einen Prediger ein solcher Vers herausfordert, hat bestimmt damit zu tun, dass er selber inzwischen ein paar Jahre älter geworden ist. Ich habe in den letzten Monaten dem einen oder anderen erzählt, dass mich dieses Wort beschäftigt und die Reaktion war jedes Mal ähnlich: Je älter die Menschen waren, denen ich davon erzählte, desto aufmerksamer hörten sie zu. Darum geht es: Dieses Gotteswort will den Lebensgeist wecken. Denn dort, wo der Geist des Lebens wach ist, werden die Alten Träume haben. Und wo die Alten Träume haben, ist der Geist des Lebens am Werk.

Zunächst aber gilt es festzuhalten, dass Träume als ein ganz besonderes Geschenk Gottes angesehen werden. Wir werten ja sehr oft Träume ab. Träumer und Visionäre sind für viele von uns Menschen, die nicht so ganz mit beiden Beinen in dieser Welt stehen. Die Bibel korrigiert hier unsere Vorstellungen ganz entscheidend. In biblischen Zeiten glaubten die Menschen, im Traum stehe die Macht Gottes den Menschen besonders nahe und weise ihnen mahnend und warnend, helfend und heilend ihren Weg in die Zukunft. Das hat sicher auch den Propheten Joel bewegt, so von den Träumen zu reden. Es gibt Träume, die uns Kraft zum Handeln geben, die uns Mut machen und helfen, die dafür sorgen, dass die Hoffnung nicht untergeht. In solchen Träumen ist Gott mit uns unterwegs. In solchen Träumen weckt Gott die Lebensgeister neu.

Nicht stehen bleiben

Vielleicht schenkt Gott uns Menschen ja Träume, damit wir nicht stehen bleiben beim äußeren Anschein, bei der Berechnung des Lebens, bei den Gesetzmäßigkeiten, nach denen schon am Anfang klar ist, was am Ende raus kommt. Vielleicht schenkt Gott uns Träume, damit unsere Gedanken und unsere Phantasie Flügel bekommen und dahinfliegen wie Wolken am Himmel. Vielleicht schenkt Gott uns Träume, damit das Leben leichter wird und wir nicht die ausgetretene Spur zum Maß aller Dinge machen.

Das Thema nimmt uns mit auf eine bewegende Reise. Im Märchen „Die Bremer Stadtmusikanten“ nimmt der Esel diesen Ton auf, ausgerechnet der Esel, vom Träumen bis ins hohe Alter. Das heißt bei ihm: lebenslang mit seinen Träumen leben, sich noch im Alter aufzumachen, diese zu verwirklichen, Laute zu spielen als Stadtmusikant in Bremen.

Manche Menschen sagen: „Ich habe keine Träume“ oder „Ich weiß gar nicht, ob ich überhaupt träume“. Aus der Traumforschung wissen wir, dass jeder Mensch träumt und zwar mehrmals in der Nacht. Und wir wissen auch: wer anfängt, seinen Träumen Beachtung zu



Die Bremer Stadtmusikanten Foto: Wikipedia

schenken, der beginnt, sich auch an seine Träume zu erinnern. Träume wollen eingeladen und willkommen geheißen werden, dann zeigen sie sich auch. Das gilt für Tag- wie für Nachträume. Träume brauchen Raum. Wo sie erwartet werden, zeigen sie sich noch so gern.

Wofür haben wir gelebt?

Wenn wir uns am Ende unseres Lebens die Frage stellen müssen, was wir mit unserem Leben gemacht haben, dann kommen unsere Lebensprämissen unerbittlich auf den Prüfstand. Hat es sich gelohnt, wofür ich mich eingesetzt habe, oder sind mir die Chancen meines Lebens wie Sand zwischen den Fingern zerronnen? Martin Luther King hat einmal gesagt, dass es nicht darauf ankommt, wie lange man gelebt hat, sondern wofür man gelebt hat, und wofür man sich eingesetzt hat. Für Martin Luther King war es ganz klar, wo sein Lebensziel lag. Er wollte den

Frieden Gottes, der auch den Frieden zwischen schwarz und weiß einschließt, er wollte diesen Frieden in Gerechtigkeit, in Gleichberechtigung, in der Achtung jedes Menschen in seinem Land den USA verwirklichen. Dafür hat er gekämpft. Dafür hat er auch Leid und Entbehrung hinnehmen müssen. Dafür ist er sogar gestorben. Aber das war sein Traum und sein Lebensthema. Und dieses Leben war erfüllt. Es war voll mit der Güte Gottes. In seiner letzten Predigt, die von Vorahnungen auf sein nahes Ende gekennzeichnet war, sagte er: „Ich fürchte niemanden mehr. Meine Augen haben die Herrlichkeit der Ankunft des Herrn gesehen!“

Zu den Menschen am Rande

„Eure Alten sollen Träume haben“: In der Bibel haben alle Worte ihren Zusammenhang, so auch dieses. Es wird von Petrus in seiner Pfingstpredigt verwendet. Pfingsten ist für die meisten Menschen ein unverstandenes Fest. Es ist von außen betrachtet das Geburtsdatum der Kirche. Die Gründung der ersten Kirche in Jerusalem war allerdings weniger eine Vereinsgründung, bei der Statuten verabschiedet wurden als vielmehr eine Geist- und Kräfteerfahrung. Der Geist Gottes, der Jesus Christus erfüllte und bestimmte, wurde ausgegossen auf die Versammelten. Jesus war nach seinem Tod, seiner Auferstehung und seiner Himmelfahrt für seine Freundinnen und Freunde als sichtbares Gegenüber nicht mehr greifbar und nicht mehr direkt ansprechbar. Aber seinen Geist, den Geist, der ihn zu den Menschen am Rande der Gesellschaft getrieben hat, den Geist, der ihn hat reden lassen von einer Gemeinschaft, in der jede und jeder seinen und ihren unersetzlichen Platz einnimmt, den Geist, der es ihm ermöglichte, verkrümmte, schuldbehaftete Menschen zu einem Neuanfang zu ermutigen, diesen seinen Heiligen Geist hat er seinen Freundinnen und Freunden in ihre Herzen, in ihre Hände, in ihren Mund gegeben. Da, wo dieser Geist wirkt, werden neben anderem alte Menschen Träume haben.

Ist nicht das Leben Jesu Christi in vielerlei Hinsicht auch wie ein gelebter Traum gewesen, nicht

nur wie ein Traum, sondern wie ein gelebter Traum. Da geht einer seinen Weg ganz im Vertrauen auf Gott, wendet sich den Menschen bedingungslos zu, verliert sich aber nicht darin, sondern bleibt sich bewusst, dass alle Zuwendung nur ein Zeichen ist für das Größere, das über ihn hinausgeht. Viel zu viele Menschen auf einmal suchen ihn und wollen etwas von ihm. Und er teilt, was er zu teilen hat und alle werden satt. Ist das nicht wie im Traum? Da geht einer seinen Weg ganz im Vertrauen auf Gott und stellt die Maßstäbe auf den Kopf, preist die Trauernenden und Barmherzigen selig und verunsichert die Rechtgläubigen, sagt einer Prostituierten, dass er bei niemanden größere Liebe gesehen hätte als bei ihr und einem Ausländer sagt er, dass er bei niemanden einen größeren Glauben gefunden hätte als bei ihm. Wo geschieht denn so etwas im wirklichen Leben? Ist das nicht wie im Traum? Da geht einer seinen Weg ganz im Vertrauen auf Gott und urteilt nicht über diejenigen, über die andere schon lange ihr Urteil gesprochen haben. Da heilt er einen Menschen am Sabbath und macht unmissverständlich klar, dass der Mensch wichtiger sei als alle religiösen Vorschriften und Konventionen. Und die Menschen, für die er dies lebte, verstanden sofort und atmeten auf. Ist das nicht wie im Traum?

Träume sind einzulösen

Wer auf diese Weise einen Traum lebt, macht sich damit nicht nur Freunde. Diesen Traum zu leben, hat Jesus am Ende sein Leben gekostet. So ungewöhnlich ist das nicht. Er teilt dieses Schicksal mit anderen. Wer seinen Traum lebt, zahlt dafür einen Preis. Darin unterscheiden sich die Träume, die aus dem Geist Gottes erwachsen von manchem anderen Traum. Es ist leicht, ein bisschen zu träumen. Vor Wahlen träumen etwa Politiker immer wieder von Steuersenkungen. Bezahlen aber sollen das die Bürger. Solche Träume sind billig und wenig geerdet. Die Träume aus dem Geist Gottes weisen ins Leben und auf die Erde und sind darum auch geerdet. Denn wenn das Samenkorn nicht in die Erde fällt und erstirbt, bringt es keine Frucht. So gibt es Träume, die sind schon hundert Mal geträumt

und dann besprochen worden, nur fehlt das Vertrauen, sie wie ein Samenkorn in die Erde fallen zu lassen. Deswegen erinnern wir uns, dass der gelebte Traum eines Jesus von Nazareth mit dem Kreuz bezahlt wurde. Manch einem mag an dieser Stelle das Träumen gleich vergehen. Dann lieber nichts träumen. Unter dem Kreuz platzten tatsächlich die Träume und zwar die Träume der Jünger, die auf Happy End und ungebrochenen Erfolg gesetzt hatten. Das alles gab es nicht. Wie gesagt: So ungewöhnlich ist das nicht.

Neues nur im Traum

Ungewöhnlich ist aber, dass ein paar Wochen nach dem Tode dieses Träumers Petrus eine Predigt hält und davon redet, dass Gott ihn aus dem Tode erweckt habe, und dass der Traum noch nicht zu Ende sei. Der Traum von einer Welt, in der die Liebe Gottes Raum findet und der Hass und die Verbitterung niemals das letzte Wort haben. Der Traum von einer Welt, in der sich Glaube und Vertrauen lohnen und sich definitiv als stärker erweisen als die Angst. Der Traum von einer Welt, in der Hoffnung auf ein Morgen gute Gründe findet und sich nicht die Resignation bleiern über alles legt. Dieser Traum sei noch nicht zu Ende, sagt Petrus, denn Gott habe diesen Jesus von Nazareth vom Tode erweckt und er, Petrus, habe ihn gesehen und andere mit ihm. Und nun habe Gott sich entschieden, seinen Geist, den Geist Jesu Christi, in Menschen Wohnung nehmen zu lassen, damit Glaube, Liebe und Hoffnung nicht aufhören, sondern immer neu erweckt werden, vielleicht zuerst im Traum und dann im Leben. Vielleicht hat ja Ernst Bloch recht, wenn er sagt: „Das Neue kann sich nur ereignen, wenn es vorher geträumt wird“....

Die Träume auch aussprechen

Wir merken, wir müssen von Träumen reden, gerade von den Zukunftsträumen. Es gibt so wenige. Wir müssen Sehnsüchte und Wünsche aussprechen, auch wenn andere sie nicht immer gleich verstehen. Ausgesprochene Träume sind eine wichtige Möglichkeit, gegen die Horrorszenarien von heute anzugehen: begründete Gegenbilder zeichnen, Heilendes beschreiben, Rechen-

schaft geben von der Hoffnung, die in mir ist, sonst bleiben am Ende: Freudlosigkeit, Leere, Einsamkeit....

Liebe Gemeinde, wir werden für das Gewinnen der Zukunft Träumer brauchen, am besten lebenserfahrene, gestandene Träumer. Wo kämen wir wohl hin, wenn die Alten träumten und von ihren Träumen sprächen? Ich glaube, gerade-
wegs ins Leben, dort kämen wir hin“

Lebensstationen zuordnen Vom Strengen zum Wohlver- dienten

Mit Karten können wir in unserer Seniorenrunde unsere Lebensstationen spielerisch überdenken. Dazu legen wir vorbereitete Karten mit Wortaufschriften mit 24 Begriffen nach unten auf den Tisch. Jeder zieht reihum eine Karte, so dass unter den Beteiligten insgesamt zwölf Karten mit Lebensstationen (wie Karriere, Erkrankung, Ruhestand usw.) und zwölf Karten mit den zugehörigen Eigenschaften (zu den genannten Beispielen: Glänzende, lebensbedrohliche, wohlverdienter) verteilt sind. Der erste der Spielrunde legt eine Karte auf, jemand aus der Spielrunde soll dann die die Eigenschaft ergänzende Station (also zu „wohlverdient“ den „Ruhestand“) oder die die Station ergänzende Eigenschaft (zu „Karriere“ also „glänzende“) hinzulegen, bis die zwölf Begriffspaare komplett sind. Hier nun die zugehörigen Paarungen:

STRENGE	ERZIEHUNG
BESTANDENES	EXAMEN
VERHEIRATETE	ELTERN
GLÄNZENDE	KARRIERE
ERQUICKENDER	URLAUB
ALLEINERZIEHENDE	MUTTER
GOLDENE	HOCHZEIT

PSYCHISCH-BELASTENDE	LANGZEITARBEITSLOSIGKEIT
LEBENSBEDROHLICHE	ERKRANKUNG
UNABWENDBARER	KONKURS
BETRAUERTE	VERWITWUNG
WOHLVERDIENTER	RUHESTAND

Das Zuordnungsspiel können wir auch mit einer zuvor gebastelten Steckschachtel ausführen lassen. Hierbei können die Stationen mit Klebstoff untereinander fixiert werden. An der linken Seite der Stationsreihe bringen wir eine Einschiebleiter an, in deren Öffnungen die Eigenschaftsbegriffe mit den ausgeschnittenen Laschen an ihrer rechten Seite eingesteckt werden können.

Am Ende des Spiels können folgende Diskussionsanstöße gegeben werden:

- Wie habe ich meine Stationen erlebt war meine Erziehung streng?
- Welche Station hat mich besonders betroffen Erkrankung, Verwitwung?
- Von welchem Umstand wurde ich verschont Konkurs, Alleinerziehung?



Die Lebensstationen und ihre zugehörigen Eigenschaften sind hier in Unordnung geraten: Bringen Sie sie wieder in die richtige Entsprechung!

Skizze und Foto: Kurt Witterstätter

Der lüsterne Bürokrat Behörden von annodazumal und ihre Untertanen

Wie wir seit Schuster Wilhelm Voigt, auch unter seinem Tat-Namen „Hauptmann von Köpenick“ bekannt, wissen, beginnt des Menschen korrekte Existenz erst mit seinem amtlichen Pass-Dokument. Die Begebenheit, wie die junge Anna Maria zu ihrem Personalausweis kam, wollen wir hier in der Sprache von annodazumal erzählen. Unsere Leser mögen die Anzahl der in unserer Geschichte vorkommenden altertümlichen Ausdrücke feststellen, die heute nicht mehr im Sprachgebrauch stehen. Wir teilen die Zahl der untergegangenen Ausdrücke am Ende dieses Informationsbriefs mit.

Anna Maria, ein honnetes, hübsches Persönchen, mitnichten ein aufdringliches Frauenzimmer, begab sich auf ihr Bürgermeisteramt. Sie wollte den Antrag auf Ausstellung einer Kennkarte vorbringen. Ging die Mamsell doch zuweilen des Abends ins Lichtspielhaus, sich an einigen Streifen bewegter Bilder zu delectieren, bei welcher Okkasion sie ihren Personenstand nachzuweisen hatte. Ein Lichtbild mit der Ablichtung ihrer Visage hatte ihr ein Fotografenmeister gefertigt.

Vor der Amtsstube des pedantischen Stadtschreibers Haspelholz saßen einige weitere Bittsteller. Der zählebige Haspelholz hastete aus seinem Bureau heraus mit einem Wisch in der Hand, um diesen in einer anderen Bureaustube zu deponieren. Des Publikumsverkehrs ansichtig, bemerkte der zuweilen weidlich hochfahrende Zornickel Haspelholz barsch zu seinen Untertanen: „Ihr könnt allesamt warten. Ich bin mit hoch bedeutenden Geschäften pressiert und mit wichtigen Dienstobliegenheiten fürderhin weidlich befasst“. - „Hier muss man viel Ungemach erfahren und oft unverrichteterdinge wieder von dannen ziehen, wird gestriert und geschurigelt wie in

einer Rekrutenschule“, sinnierte einer der wartenden Stadtbürger. „Ja, wenn ich soviel Zeit wie unser Kastellan Lachmann hätte, dieser mit einem auskömmlichen Salär bezahlte Müßiggänger, könnte ich Euch allen prompter zu Diensten sein“, resolvierte sich Haspelholz unwirsch, als er in diesem Moment der liebreizenden Anna Maria gewahr wurde. „Hübsches Fräulein Anna Maria, zu Ihren Diensten“, säuselte der alte Schelm Haspelholz, der Anna Maria schon als Backfisch kannte und dem geschmeidigen, jungen Irrwisch gerne nachstellte, indem er ihm unbotmäßige Honneurs machte. „Mit Ihrer Ablichtung in Ihrem zarten Händchen suchen Sie gewisslich um einen Personalausweis nach. Geben Sie mir Ihr charmantes Lichtbild gleich mit, den Antrag zur gefälligen Signatur wird Ihnen Amtsdienner Lachmann baldigst in Ihrem geschätzten Domizil vor-



Das hübsche Fräulein: Ein Foto vor 100 Jahren
Bild: Privatbesitz

bei bringen“, zog Haspelholz zum Verdruss der übrigen Petenten süßholzraspelnd seinen Augenstern Anna Maria der anderen Untertanen-Bagage vor. Die Bevorzugte trollte sich ob dieser holdseligen, trauten Estimation über das Trottoir vor dem Amt heimwärts, um einige Besorgungen zu verrichten und Kommissionen zu erledigen, denn sie hatte sich noch zu verproviantieren; auch gedachte sie, sich in einer nahen Conditorei ein Fürst-Pückler-Eis zu Gemüte zu führen. In der Amtsstube erschien sogleich Kastellan und Amtsdienner Lachmann, vom Stadtschreiber Haspelholz herbeibeordert und von diesem, wie wir wissen, wenig estimiert, sondern als Trottel schimpfiert. Lachmann schmauchte eine Prise Schnupftabak, um sich sein Schattendasein und seine Pein mit diesem Labsal zu versüßen. Denn er war als Faktotum des Amtshauses entgegen der abschätzigen und vermaledeiten Einlassungen von Haspelholz nachgerade für alles hier zuständig und darin immer dienstbeflissen. Wie spinnefeind ihm der garstige Haspelholz auch war, soviel holde und enthusiasmierte Elogen zollte ihm Schultheiß Gutmut anheischig. Denn in seinem speckigen Wams nahm sich die stets gut gelaunte Frohnatur Lachmann als Pedell allenthalben aller Obliegenheiten unverdrossen an, auch wenn ihn Haspelholz mehr als einmal drillte und kujonierte: Säuberte die Aborte, in die Bürger und Bedienstete ihre Notdurft und Drangsal verrichteten, verteilte prompt die Post und niemals saumselig die Depeschen und schleppte Folianten bereitwillig umher. Die städtischen Bekanntmachungen rief er nach einem Avertissement mit seiner Glocke in schneidigem Kaserenhofen lauthals aus. Dafür war sein Salär entgegen der Einschätzung von Stadtschreiber Haspelholz wirklich nur ein Almosen. Den Mietzins für sein Logis konnte der Amtsdienner kaum entrichten. Sperenzchen hatte Lachmann so keine im Sinn.

Die führte schon eher Haspelholz hinterrücks im Schilde, dem darum einiges Ungemach drohte. Unverrichteterdinge floss nämlich die Zeit nach Anna Marias Personenstandsdocumentenantrag geruhsam und zählebig dahin. Nichts geschah.

Die couragierte Anna Maria gedachte, der flügelhahnen Bürokratie für ihr erlittenes Ungemach Fersengeld zu geben und machte sich anheischig, im Amt vor Schultheiß Gutmut, Schreiber Haspelholz und Diener Lachmann echauffiert eine Szene aufzuführen, um ihrer Sache aufzuhelfen. Siedendheiß fiel Haspelholz sein Versäumnis ein. Um mit gespielter Reue vor Anna Maria wenigstens mit seinen gestammelten Exkusen und Besserungsgelöbnissen eine nachgerade halbwegs gute Figur zu machen, entledigte sich der Süßholzraspler seiner schwarzseidenen Ärmelschoner, die er ansonsten bei seinen Amtsgeschäften über die Ellbogen seines Gehrocks gestreift zu tragen pflegte, um sich diesen lange zu erhalten. Da fiel das Konterfei mit Anna Marias Ablichtung aus den seidenen Schonern auf den Fußboden: Als Unterpfand von Haspelholzens unverhohlen zu Tage getretener Liebeslust. Naseweis wurden Gutmut und Lachmann der vorenthaltenen Abbildung angesichtig. Der garstige Lüstling Haspelholz ward hinterücks entlarvt. Alle anderen Personen hatten an diesem unbotmäßigen Vorkommnis ihr Plaisir. Für Haspelholz war die Verfehlung dank Gutmuts Großmut noch glimpflich abgegangen.

Die Auflösung finden Sie auf Seite 78

Der reiche Kornbauer

Jesus in einem Gleichnis an seine Jünger, Lukas 12,16-21

„Es war ein reicher Mensch, dessen Feld hatte gut getragen. Und er dachte bei sich selbst und sprach: ‚Was soll ich tun? Ich habe nichts, wohin ich meine Früchte sammle.‘ Und sprach: ‚Das will ich tun: ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen, und will darin sammeln all mein Korn und meine Vorräte und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat für viele Jahre; habe nun Ruhe, iss, trink und habe guten Mut!‘ Aber Gott sprach zu ihm: ‚Du Narr! Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und wem wird dann gehören, was du angehäuft hast?‘

So geht es dem, der sich Schätze sammelt und ist nicht reich bei Gott.“



Auf an den Rhein! ESW-Jahrestagung im September in Bonn



Das ESW lädt vom 14. bis 16. September 2010 zu seiner diesjährigen Jahrestagung mit Mitgliederversammlung nach Bonn ein. Die Tagung steht unter dem Motto „Einmischen - Mitmischen: Die Jungen Alten in Theologie, Kirche und Diakonie“. Vorträge und Diskussionen umkreisen die Mitwirkungsmöglich-

keiten von Seniorinnen und Senioren in der Kirche mit ihren diakonischen und gemeindlichen Einrichtungen. Die Referenten kommen aus Kirchenleitung, Diakonie und Theologie-Wissenschaft. Neben Biblischen Besinnungen und Aussprachen steht auch ein Ausflug über den Rhein ins Siebengebirge auf dem Programm. Am Rande der Jahrestagung soll sich auch ein eigener ESW-Landesverband Rheinland-Westfalen-Lippe konstituieren.

Ressource an Engagement
ESW-Vorsitzender Klaus Meyer schreibt in seiner Einladung zur ESW-Jahrestagung folgendes:

„Sehr geehrte Damen und Herren, im Namen des Vorstandes des Evangelischen Seniorenwerkes ESW lade ich Sie herzlich zu drei lohnenden Tagen nach Bonn ein. Sowohl das Tagungsthema als auch - für die Mitglieder unseres Verbandes: die Mitglieder-Versammlung - sind die Reise an den Rhein wert.

Einmischen - Mitmischen: Die Spuren der demographischen Entwicklung in Theologie, Kirche

und Diakonie, so lautet das Tagungsthema. Mit diesem Thema gehen wir der Frage nach: Was hat sich durch die verlängerte Lebenserwartung in Lehre und Praxis unserer theologischen Fakultäten und Ausbildungsstätten, aber auch in unseren Gemeinden und Kirchen verändert? Was bedeutet es für Kirche und Gesellschaft, dass sie in den Frauen und Männern jenseits der Berufsarbeit ‚die größte Ressource an kompetentem Engagement‘ hat.

Zugleich ist damit die Frage nach dem Lebensstil der ‚neuen Senioren‘ untrennbar verbunden: Wie gestalten sie die gewonnenen, geschenkten Jahre? Wo setzen sie ihre Kompetenz, Zeit und Kraft ein? Welche Anstöße, Hilfen und Begleitung erwarten sie durch Theologie, Kirche und Diakonie? Zweifelsohne ist das eine Tagung, die dem Evangelischen Seniorenwerk von seiner Zielsetzung her entspricht: Vertretung von Senioreninteressen in Kirche und Gesellschaft.

Die Tagung ist mit der jährlichen Mitgliederversammlung am Dienstag, 14. September 2010 zwischen 19.30 und 21.00 Uhr, verbunden, zu der alle Mitglieder, aber ebenso interessierte Gäste, gerne eingeladen sind. Ich freue mich, Sie in Bonn begrüßen zu können, Ihr Klaus Meyer, ESW-Vorsitzender.“

Veranstaltungsort ist das Tagungs- und Gästehaus des Christlichen Jugenddorfwerks, Graurheindorfer Strasse 149, 53117 Bonn, Tel. 0228.98960. Ein Kostenbeitrag von 180,- Euro wird erhoben und umfasst den Zugang zu den Veranstaltungen, Vollpension und den Ausflug ins Siebengebirge mit integriertem Abendessen.

Anmeldung

Die Anmeldung zur ESW-Jahrestagung soll bis zum 15. August 2010 erfolgen per Fax, Mail oder Post an die ESW-Geschäftsstelle, Stafflenbergstraße 76, 70184 Stuttgart, Tel. 0711.2159136 bzw. 137, Fax 0711.2159550, Mail: alber@diakonie.de oder heinecke@diakonie.de .

Foto: das Bonner Münster - Im Schatten seiner Türme findet die ESW-Jahrestagung statt. Quelle: www.bonn.de

Hand in Hand unterm Regenbogen Evangelisches Seniorenwerk beim Ökumenischen Kirchentag stark vertreten

Der groß angelegte Zweite Ökumenische Kirchentag in München sah das Evangelische Seniorenwerk ESW mit fast seiner gesamten Vorstandschaft und vielen Getreuen seiner Aktion BrotZeit von „Brot für die Welt“ stark in Aktion. Hand in Hand arbeiteten die ESW- und die Brot-Zeit-Mitglieder mit dem Misereor-Aktionskreis „Eine-Welt-Arbeit im Dritten Lebensalter“ an ihrem stets gut besuchten Gemeinschaftsstand in der Halle B 6 des riesigen Messegeländes München-Riem mit seinen Vortragssälen, Podien und seinen über 1.000 Informationsständen in den insgesamt 15 Messehallen.

Der Ökumenische Kirchentag München bezeugte nach seiner Erstaussage in Berlin 2003 mit seinen 130.000 Dauerbesuchern den eindeutigen Willen gerade der katholischen und protestantischen Christen an der Basis, künftig unbeirrbar weiter zusammen zu arbeiten. Ob gemeinsame Nutzung von Kirchenräumen, bei Dritte-Welt-Läden, in Bildungsreihen, bei Andachten, beim Arbeiten in konfessionsverschiedenen Ehen, in Ökoproyekten und Mehrgenerationshäusern: Überall engagieren sich Katholiken und Protestanten an der Basis gemeinsam, wie unzählige Stände in den Münchner Messehallen bezeugten. Hand in Hand werden auch die Kirchen selbst trotz Krisen und Austritten gestärkt überleben können, war das Fazit einer engagierten Podiumsdiskussion unter Wolf von Lojewski mit dem EKD-Ratsvorsitzenden Präses Nikolaus Schneider und dem Rotenburger Bischof Gebhard Fürst.

Eine zweite Chance
Wenn auch die meisten der rund 26 Millionen



Am ESW-Stand informieren (von links): ESW-Vorsitzender Klaus Meyer, Annemarie Theysohn, Hans Stapperfenne und Walter Weispfenning

Euro teuren fünf Münchener Ökumene-Tage verregnet waren, so konnten viele Freiluftveranstaltungen dennoch von der trüben Witterung unbehelligt ablaufen: Als ob Margot Käßmanns erlebnisreiche Andacht von der Arche Noah vor über 6.000 Teilnehmenden zum Aufhellungs-Symbol für die Kirchentags-Losung „Damit Ihr Hoffnung habt“ geworden wäre. So, wie Gott mit Noah und der Welt neu angefangen und dafür den Regenbogen als Hoffnungszeichen gesetzt habe, so gebe es auch heute für die Welt eine zweite Chance, sagte die im Februar als Bischöfin zurück getretene Theologin unter dem begeisterten Beifall auch vieler ESW-Mitglieder, die stehend Applaus zollten.

Denn vor den riesigen Weltproblemen mit Hunger, Armut, Arbeitslosigkeit, Finanz- und Ökologie-Krise verschloss auch dieses riesige gemeinsame Christen-Forum mit erstaunlich vielen jugendlichen Teilnehmenden nicht die Augen, wie viele Stände und Veranstaltungen zu Themen der unterentwickelten Welt zeigten. Die Zentren „Eine Welt“ sowie „Umwelt und Ressourcen“ waren stark belagert. Sie gaben diesem Kirchentag eine besondere Farbe und besonderes Leben. Davon profitierte auch der ESW-Stand mit den Aktionen

Brotzeit und Misereor unter dem Motto „Verantwortlich Handeln“ mit dem Teilthema „Nachhaltig leben, Wirtschaften, Klimawandel“. Viele Mitmachspiele um den freitäglichen Fisch, um Energiesparen und Fortbewegung aus eigener Kraft belebten die Informationsarbeit am vier Tage ununterbrochen besetzten ESW-Stand.



ESW und die BrotZeit: Es erläutern (von links) Klaus Dieter Härtel, Elisabeth Heinecke, Berthold Gscheidle und Marianne Bartels

Alter revolutionieren

Aber auch das generationsübergreifende Anliegen des ESW kam bei diesem Ökumenischen Kirchentag zum Zuge. Im Zentrum „Älter werden“ rief Prof. Dr. Andreas Kruse von der Universität Heidelberg alte Menschen dazu auf, das Bild vom zu schützenden alten Menschen dadurch zu revolutionieren, dass die alten Menschen in ihrem Alter auch noch etwas Neues beginnen. Dazu bedürfe es öffentlicher Räume. Gesellschaftliche Konventionen seien im Alter mit neuen Lebensstilen und neuen Lebens-

formen zu durchbrechen. Dazu rief Kruse auch die Kirchen auf, die zu lange ein passives Bild vom alten Menschen gepflegt hätten. Sie sollten Ältere ermutigen zu innovativen Aktivitäten, intergenerativen Aktionen und Begegnungen zwischen Alt und Jung.



Ungewöhnlich aufgezeigt wurden solche Alters-Aktivitäten von der Kunsttherapeutin Barbara Lieberz und der Malerin Kerstin Rehbein, die sich in ihren Kunstprojekten mit Altersthemen wie „Freiheit“, „Sterben“ oder „Menschenwürde“ auseinandersetzen. Zu sehen waren außergewöhnliche Kunstwerke.

Christentum als Werte-Fundament

Bundeskanzlerin Angela Merkel bekannte sich vor 6.000 Teilnehmenden zum Christentum als Fundament der Gesellschaft: „Unsere Werteorientierung in Deutschland fußt eindeutig auf dem Christentum“, stellte sie fest. Dabei könne der gesellschaftliche Zusammenhalt nicht von der Politik allein garantiert werden, vielmehr müssten alle daran arbeiten. Die Bibel sei dafür eine gute Quelle. Mit Blick auf die sozialpolitische Debatte warb Merkel dafür, die Leistenden weiter zu stärken, um die Hilfsbedürftigen weiterhin unterstützen zu können. Es stünden jedoch Einschnitte an, da wir zu lange über die Verhältnisse gelebt hätten.

Besondere Erlebnisse waren neben den gehaltvollen Eröffnungs- und Schluss-Veranstaltungen auf der Theresienwiese mit Gottesdienstcharakter der Abend der Begegnung in der Münchner Innenstadt und die von den orthodoxen Christen angebotene Vesper mit dem gemeinsa-

men „Gesegneten Brot“ für 10.000 Protestanten, Katholiken und Orthodoxe: Ein bewegender Schritt zur Ökumene unter gnädigem Himmel, denn es regnete an den Tischen am Odeonsplatz gerade einmal nicht. Der leider verregnete Schlussgottesdienst mit dem Magnificat-Marienlob als Gerüst machte „das alte christliche Hoffnungslied zur Zeitansage für alle Armen und Unglücklichen“, so die Präsidenten Alois Glück und Eckhard Nagel. Ob es 2017 einen Dritten Ökumenischen Kirchentag gibt, vermochten sie nicht zu sagen. Fast alle, die diesmal in München dabei waren, wünschen es.

Alle Fotos: Kurt Witterstätter

Diakonie und Caritas in lebendigem Gespräch Bildung, Gerechtigkeit und Gesundheit als zentrale Themen - Diakonie und Caritas setzen beim Kirchentag soziale Akzente

Ein vielfältiges Programm aus Talk, Musik, Theater und Kabarett bot die gemeinsame Bühne von Caritas und Diakonie am Marienhof in der Münchner Stadtmitte beim Ökumenischen Kirchentag. Täglich um 14 Uhr diskutierten hier prominente Gäste wie die Grünen-Vorsitzende Claudia Roth, Bundesbildungsministerin Annette Schavan, der frühere Arbeitsminister Norbert Blüm, die bayerische Familienministerin Christine Haderthauer oder der dem Grundeinkommen aufgeschlossene Gründer der DM-Märkte Götz Werner mit den Präsidenten von Diakonie und Caritas, Klaus-Dieter Kottnik und Dr. Peter Neher. Sozialpolitische Themen wie die Frage eines Mindestlohns, die Bedeutung der Tafelläden oder die Kirche als Arbeitgeber wurden lebendig erörtert.

Die Vorstände von Caritas und Diakonie waren auch auf den großen Podien auf dem Messege-lände und in der Theresienhalle präsent. So beim Hauptpodium "Lieber reich und gesund als arm und krank! Gerechtigkeit im Gesundheitswesen 2010" oder "Solidarität in Europa - Wunsch oder Wirklichkeit?" oder "Gute Geschäfte für das Gemeinwohl? Zur Partnerschaft zwischen Kirche und Wirtschaft".

Caritas-Präsident Dr. Peter Neher und Diakonie-Chef Klaus-Dieter Kottnik feierten in der Michaelskirche einen ökumenischen Gottesdienst mit haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden aus Caritas und Diakonie.

Vision der weitergebildeten aktiven Alten



Vortrag
„Das
Alter in
der aktu-
ellen
Sozialpo-
litik“ ruft
zum Um-
denken
auf

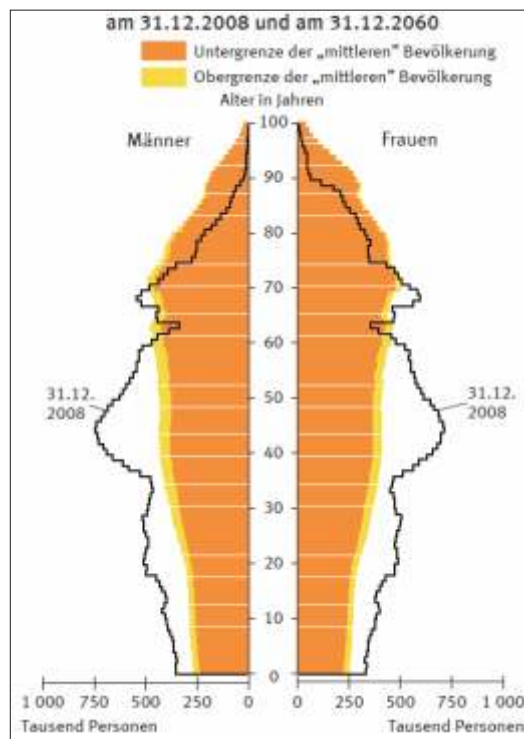
von Professorin Dr. Christiane Dienel,
Magdeburg

Bei der kürzlich gemeinsam von der Evangelischen Akademie im Rheinland und dem Evangelischen Seniorenwerk ESW in Bad Godesberg veranstalteten Tagung „Die silberne Republik“ hielt Professorin Dr. Christiane Dienel von der Universität Magdeburg den viel beachteten

Vortrag „Das Alter in der aktuellen Sozialpolitik“. Auf vielfachen Wunsch hat uns die Referentin ihr schriftlich fixiertes Vortragsmanuskript zum Abdruck zur Verfügung gestellt. Mit Dank für die Überlassung ihrer Gedanken bringen wir das Referat nachstehend.

Unsere Gesellschaft altert schnell, vor allem im Osten Deutschlands. Unsere Alterspyramide zeigt noch heute die Kerben, die der erste und der zweite Weltkrieg gerissen haben. Weitaus deutlicher zeichnet sich aber der „Babyboom“ der 1950er und 1960er Jahre ab und ebenso der nachfolgende „Pillenknicke“ vom Jahre 1965 an. Dabei ist erstaunlich, dass sich das Bild im Osten und Westen Deutschlands sehr ähnlich ist, die Geburtenlinie ganz parallel verläuft. Das ändert sich aber ab den 1970er Jahren, denn die ehemalige DDR hat energische Maßnahmen gegen den Geburtenrückgang ergriffen, die in der offeneren Gesellschaft des Westens nicht möglich gewesen wären: Ehestandsdarlehen, Zuweisung einer Wohnung nur bei Geburt eines Kindes, aber auch qualitative Verbesserung der Kinderbetreuung und umfassende materielle Absicherung von Eltern. So erholte sich die DDR-Geburtenrate vom Pillenknicke, um dann aber durch den „Wendeknicke“ ab 1990 umso niedriger zu fallen. Erst in den letzten Jahren hat sich die Geburtenrate im Osten wieder langsam auf Westniveau eingependelt.

Die gezeigte Grafik des Statistischen Bundesamts stellt im Ergebnis der 12. koordinierten Bevölkerungsvorausberechnung vom November 2009 den Altersaufbau der Bevölkerung Deutschlands 2008 und in der so genannten „mittleren“ Variante für das Jahr 2060 dar. Deutlich erkennt man hier, wie die demografischen Verwerfungen des 20. Jahrhunderts sich langsam glätten, wobei eine solche Vorausberechnung niemals mögliche zukünftige Veränderungen einbeziehen kann.



Die Bevölkerung Deutschlands in den unteren und mittleren Altersbereichen nimmt von 2008 bis 2060 immer mehr ab. Quelle: Destatis/Christiane Diemel

Viele einsatzbereite Alte
Was bedeutet das für die Sozialpolitik? Zunächst einmal eine komplexe Aufgabe, denn die Babyboomer der 1950er und 1960er Jahre sind die Rentner und Rentnerinnen ab etwa 2015. Ihnen steht eine immer schmäler werdende Basis an Menschen im erwerbsfähigen Alter gegenüber. Allerdings gehen diese Prozesse im Durchschnitt der Bundesrepublik doch so langsam voran, dass sozialpolitische Verwerfungen abgefedert werden können. Im Osten sieht das anders aus. Hier sind die Verschiebungen im Altersaufbau relativ rasch und werden durch Abwanderung junger Menschen Richtung Westen noch verschärft. So wird z.B. der Anteil der 65jährigen und älteren Menschen in Sachsen-Anhalt von 22 Prozent im Jahr 2005 auf rund 30 Prozent im Jahr 2025 wachsen.

Die Alterung der Bevölkerung ist keine Bedrohung, aber sie erfordert eine Neuverteilung öffentlicher Aufgaben. Denn die Über-Sechzigjährigen sind die einzige Bevölkerungsgruppe, deren Zahl nicht abnimmt. Gleichzeitig hat sich die Zahl der

gesunden und aktiven Jahre eines Menschen durch Fortschritte in Medizin, Ernährung und Lebensführung erheblich vermehrt. Eine große Gruppe von Menschen wird zukünftig zwischen 60 und etwa 85 Jahren nicht mehr voll beruflich eingebunden, aber sehr leistungsfähig und einsatzbereit sein. Zugleich nimmt die Zahl der Enkel und der damit verbundenen familiären Verpflichtungen ab.

Ältere sind unterrepräsentiert

Damit bedeutet Alterung der Bevölkerung auch ein Potential an Mitwirkungsmöglichkeiten. Diese Chance muss genutzt werden, damit der demografische Wandel kein Schreckbild, sondern eine Aufgabe ist, welche Politik, Wirtschaft und Gesellschaft gemeinsam bewältigen können. Damit dies gelingt, ist es notwendig, die Stimme der Älteren ebenso wie die der Jüngeren hörbar zu machen. So wie die Jüngeren in den Parlamenten und demokratischen Vertretungen unterrepräsentiert sind, so ist auch die große und wachsende Gruppe der über 65jährigen nicht im entferntesten entsprechend ihres Bevölkerungsanteils in Entscheidungsgremien vertreten.

Deshalb braucht es neben den vorhandenen Vertretungen Älterer in Landesseniorenvertretungen und den Seniorenorganisationen der Parteien und Verbände auch neue Formen wie Seniorenbüros, Freiwilligenagenturen und vielfältige Formen der Bürgerbeteiligung mit gleichberechtigter Mitwirkung Älterer. Nichts spricht dafür, dass Ältere, wenn sie in ihrer Verantwortung gefragt sind, lediglich Klientelpolitik betreiben und die Interessen der Jüngeren und der Gesamtgesellschaft vernachlässigen. Im Gegenteil sind gerade ältere Menschen auf Grund ihrer Lebenserfahrung und der stärker spürbaren Endlichkeit des eigenen Lebens in der Lage, eine am Gemeinwohl ausgerichtete Position einzunehmen und sich für die Interessen gerade der nachwachsenden Generation einzusetzen.

Senioren wollen teilen

Die Politik hat größte Angst vor Einschnitten in die Altersversorgung, weil sie fürchtet, Wähler zu

verprellen. Würden aber Seniorinnen und Senioren ernsthaft in die Ressourcenverteilung einbezogen, etwa in Form eines Bürgerhaushaltes, wäre es nicht unwahrscheinlich, dass sie eine stärkere Verschiebung der öffentlichen Gelder in Richtung auf Kinderbetreuung, frühe Bildung und Schule fordern würden. Im folgenden sollen die großen sozialpolitischen Themenbereiche kurz abgesprochen werden, um Hinweise auf zentrale, zukunftsweisende Aufgaben zu geben. Dabei zeigt sich, dass diese Fragen in der aktuellen Politik überwiegend gar keine oder nur eine Nebenrolle spielen.

Alter und Bildung

Seniorenuniversitäten finden vielerorts großen Zuspruch, Volkshochschulen und freie Bildungsangebote stehen den Älteren offen. Erste Schritte wurden auch unternommen, um die Nutzung neuer Medien durch Ältere, die „Silver Surfer“ voran zu bringen. Dies ist von größter gesellschaftlicher Bedeutung, denn nichts begrenzt gesellschaftliche Teilhabe und Mitwirkung heute so sehr wie der fehlende Netz-Zugang. Doch auch im Bereich der beruflichen Weiterbildung herrscht krasseste Altersdiskriminierung. Über 40jährige nehmen kaum an Fortbildungen oder berufsbegleitenden Qualifizierungen teil, obwohl gleichzeitig die Erwerbstätigkeit bis 67 oder 70 Jahren in der Diskussion ist. Wie sollen aber Beschäftigte mit 65 Jahren produktive Arbeit leisten, wenn sie bereits 25 Jahre von Weiterbildungsmaßnahmen mehr oder weniger ausgeschlossen waren?

Es braucht dringend eine politische Offensive für die gezielte Weiterbildung älterer Beschäftigter. Ideal wäre eine flexible Lebensarbeitszeitgestaltung, bei der Bildungspausen in jedem Alter möglich sind. Also nicht ein Modell, bei dem von fünf bis 25 Jahren gelernt wird und danach nie wieder, sondern die Möglichkeit zu Bildungsphasen in jedem Alter zwischen 16 und 66, die anschließend wieder der Produktivität nutzen. Deshalb sollten zumindest in öffentlich geförderten Weiterbildungsmaßnahmen Altenquoten gelten, damit auch Ältere profitieren.

Erwerbstätigkeit Älterer

Die Zahl älterer Beschäftigter hat, auch in Folge der so genannten Lissabon-Strategie der Europäischen Union, in den letzten zehn Jahren zugenommen. Gesundheitsförderung am Arbeitsplatz und gezielte Maßnahmen, damit ältere Belegschaften fit bleiben, sind aber noch längst nicht überall die Regel. Wir brauchen deshalb eine Verpflichtung der Krankenkassen zur Finanzierung betrieblicher Präventionsleistungen. Noch wichtiger ist aber die Ermöglichung der Erwerbstätigkeit Älterer auch auf neuen Wegen: Warum nicht rentenunschädliche Senior-Minijobs mit höherer Zuverdienstgrenze, Existenzgründungsdarlehen auch für Senioren und vielleicht sogar geförderte Möglichkeiten zu „Alten-Praktika“ für eine berufliche Umorientierung im Dritten Alter?

Vermeidung von Altersarmut

Das System der gesetzlichen Rentenversicherung, betrieblicher Alterssicherung und privater Altersvorsorge stabil zu halten, besitzt höchste Priorität. Angst vor dem Wahlvolk darf aber nicht dazu verleiten, keine ehrlichen Antworten auf die Folgen des demografischen Wandels zu geben. Für die Rente wird das der Tendenz nach bedeuten: Weniger, später und mehr Eigenleistung. In die offene Diskussion der damit zusammenhängenden Fragen müssen die Älteren aktiv eingebunden werden. Die Auseinandersetzung um die Rente mit 67 Jahren hat gerade dies nicht vermocht.

Aktuell ist keine Altersgruppe weniger von Armut betroffen als die über 65jährigen (2,3 Prozent Arme im Jahre 2006). Dies kann sich aber ändern, wenn eine Generation in den Ruhestand tritt, die mit Phasen der Arbeitslosigkeit und stagnierendem Rentenniveau zurecht kommen muss. Hierfür müssen tragfähige sozialstaatliche Lösungen gefunden werden, voraussichtlich in Richtung eines stabilen Systems der Grundversicherung aus Erwerbstätigenversicherung sowie Zugang zu weiteren Einkommensquellen für Ältere.

Übergang in die Rente

Bestehende Regelungen zu Vorruhestand und Altersteilzeit haben leider zum allergrößten Teil lediglich den vorzeitigen Abschied älterer Erwerbstätiger vom Arbeitsmarkt befördert, und gerade nicht das allmähliche Herausgleiten aus der Arbeit hin zu anderen Schwerpunktsetzungen. Im Kern ging es zumeist um Personalabbau und gerade nicht um die Nutzung der Potentiale Älterer. Das werden wir uns zukünftig nicht mehr leisten können. Vielmehr brauchen wir Flexibilität in der Arbeitszeitgestaltung, die gerade die Weitergabe von angesammeltem Expertenwissen ermöglicht und längeres Arbeiten auf freiwilliger Basis belohnt. So sollten Beamte im Ruhestand das Recht auf freiwillige Teilzeitarbeit unabhängig von Altersgrenzen besitzen; ältere und jüngere Lehrer und Lehrerinnen könnten Tandems bilden, um Stress und vorzeitigen seelischen Verschleiß zu verhindern.

Ehrenamtliches Engagement

Schon heute spielen traditionelle und neue Formen des Engagements in Verein, Kirchengemeinde, Ehrenamtsbörse oder Bürgerinitiative eine große Rolle für viele ältere Menschen. Zukünftig wird die gesellschaftliche Bedeutung dieses Sektors aber erheblich zunehmen. Denn angesichts einer schrumpfenden und alternden Bevölkerung vor allem in ländlichen Räumen kann der Staat allein das Netz der Daseinsvorsorge nicht mehr aufrechterhalten. Vielmehr braucht es ein System, das auf drei Säulen ruht („Trisektoralität“): Sozialstaat, Wirtschaft und Zivilgesellschaft. Ehrenamt ist dann nicht eine Freizeitbeschäftigung, sondern ein zentraler Faktor zur Produktion gesellschaftlicher Solidarität. Die einzige Altersgruppe, die in den kommenden Jahren stabil groß bleiben wird, sind die 55- bis 85jährigen. Ihre Tatkraft braucht die Gesellschaft.

Eine solche neue Kultur der Freiwilligkeit entsteht aber nicht von alleine oder durch das Verteilen von Ehrennadeln; sie braucht auch konkrete Rahmenbedingungen. Dazu gehören Versicherungsschutz für Freiwillige, aber auch ein System der Aufwandsentschädigungen, etwa in Analogie

zu den Übungsleiterpauschalen im Sport. Wichtig ist auch die Abschaffung teils noch vorhandener, diskriminierender Altersgrenzen (nach oben) für politische Ehrenämter. Von den herkömmlichen Handlungsfeldern des Ehrenamts wie soziale Dienste, Sport, Rettungswesen, Feuerwehr, Kultur und kommunale Ämter kann der Blick auch auf neue Aufgaben gehen: Auf Arbeit und Wirtschaft, Schule und Stadtentwicklung, Patenprogramme, internationale Aktivitäten, Gesundheit und Selbsthilfe.

Hierbei müssen die Bedürfnisse älterer ehrenamtlich Tätiger berücksichtigt werden: Einerseits altruistische Beweggründe, Engagement für die Gesellschaft, Lebenssinn und Selbstverwirklichung, aber auch das legitime Bedürfnis nach sozialem Status und gesellschaftlicher Anerkennung, nach attraktiven Rollen (auch im Ruhestand eine Visitenkarte haben) und zum Teil auch nach Zuverdienst-Möglichkeiten. Die neuen Senioren sind oft sehr gut qualifiziert, online und vernetzt und offen für Neues. Hier bieten sich große Aufgabenfelder.

Infrastrukturen und Mobilität

Schon heute gibt es alternative Mobilitätsmodelle für ländliche Räume, so etwa Ruftaxis, ehrenamtlich organisierte Bürgerbusse. Auch entstehen zunehmend alternative Versorgungsformen wie Bürgerläden, Bürgerzentren oder Dorfläden auf dem Lande. Von Wohnungsbaugenossenschaften werden gemeinschaftliche Wohnprojekte initiiert. Diese Ansätze müssen systematisiert werden. Wir brauchen verbindliche „Demografie-Checks“ für staatliche Infrastruktur-Investitionen. Staatliche Förderung verdienen zukünftig nur solche Investitionen, die altengerecht sind und veränderten Nutzungsanforderungen entsprechen. Bei der Planung von Sportstätten lässt sich dies beispielhaft umsetzen. Hier geht es nicht nur um Barrierefreiheit, sondern auch um die Ermöglichung von Aktivitäten für alle Generationen: Nicht nur das Leichtathletik-Feld, sondern auch der Nordic-Walking-Parcours wird zukünftig gebraucht. Damit Ältere möglichst lange selbständig und ohne Unterstützungsbe-

darf leben können, müssen sie in ihrer Mobilität maximal gefördert werden. Dabei geht es auch darum, den Führerschein so lange wie möglich zu behalten, und wenn auch durch Umrüstung des Fahrzeugs oder gezielte Nachschulungen.

Gesundheit und Pflege

In der Bundesrepublik ist ein vorbildliches, flächendeckendes und leistungsfähiges Gesundheitswesen vorhanden. Die Verfügbarkeit dieser Leistungen für jeden Menschen unabhängig von Alter und Einkommen auch zukünftig zu gewährleisten, ist die Kernaufgabe staatlicher Gesundheitspolitik.

Nötig ist eine Umsteuerung bei den Zielen, hin zu einer konsequenten Orientierung an Prävention, gerade für Ältere, auf den Gebieten Ernährung, Bewegung und Wohnen. Die einflussreichen Lobbygruppen der Gesundheitspolitik (Ärzte, Apotheker, Pharmaunternehmen) sind hier nicht immer die besten Ratgeber, denn sie verdienen an kranken, nicht an gesunden Menschen. Deshalb brauchen wir auch hier mehr dezentrale und bürgerschaftlich verantwortete Ansätze wie die Hausärzte entlastende Dienstleistungen, Vernetzung von Selbsthilfe, ambulanter Pflege, Beratung, Sozialdienst und medizinischen Dienstleistungen etwa in Dorf-Gesundheitszentren und eine sektorenübergreifende Versorgung.

Im Bereich der Pflege ist die Neudefinition des Pflegebedürftigkeitsbegriffes im Gange. Die Ergebnisse werden wegführen von der derzeitigen minutengenauen Verrichtung pflegender Tätigkeiten hin zu einer konsequenten Orientierung an Kompetenzen und Bedürfnissen der Pflegebedürftigen. Die Umsetzung dieser Neudefinition wird aber kaum kostenneutral möglich sein. Deshalb muss gleichzeitig die Gleichstellung ambulanter und stationärer Pflege vorangetrieben werden. Nur durch finanzielle Gleichbehandlung wird es zu Ambulantisierung auch im Bereich schwerer Pflegebedürftigkeit kommen können. Die umfassendere Nutzung des „persönlichen Budgets“ erhöht die Selbstbestimmung von Pflegebedürftigen und ihren Angehö-

rigen. Damit Pflegende ihre verantwortungsvolle Aufgabe auch schaffen, brauchen sie wirksame Entlastung. Dazu gehört die Gleichbehandlung von Pflegezeit und Elternzeit ebenso wie die flächendeckende Einrichtung von Beratungsstrukturen für Pflegende (Pflegestützpunkte) und eine qualifizierte kommunale Altenhilfeplanung.

Alternde Gesellschaft mit Zukunft

Kaum ein Feld der Sozialpolitik bietet aktuell solche Herausforderungen wie die Gestaltung einer zukunftsfähigen Politik für eine alternde Gesellschaft. Dabei werden die engeren Grenzen der Sozialpolitik weit überschritten. Es ist der Bundesregierung zu wünschen, dass sie die Kraft zu einer konsequenten und demografiegerechten Politik findet und sich dabei nicht von kurzfristigen Wählerkonjunkturen beirren lässt. Zugleich ist es Aufgabe der Seniorenvertretungen auf allen Ebenen, den hier genannten Forderungen immer wieder Stimme zu verleihen. So kann einerseits der notwendige Druck aufgebaut werden. Andererseits aber kann auch verdeutlicht werden, dass die Seniorinnen und Senioren in Deutschland keineswegs egoistisch nur auf die eigenen Interessen bedacht sind, sondern bereit, ihre Verantwortung im demografischen Wandel aktiv zu übernehmen.

Prof. Dr. Christiane Dienel ist Professorin für Sozialpolitik an der Hochschule Magdeburg-Stendal. Von 2006 bis 2009 amtierte sie als Staatssekretärin im Ministerium für Gesundheit und Soziales des Landes Sachsen-Anhalt.
Kontakt: christiane.dienel@nexusinstitut.de

Auf einer Reise
kann ich alles
hinter mir lassen -
Nur mich selbst nicht

Carmen Jäger

Gemeinsam beten - aber wie?

Überlegungen zum Beten in kleinen und großen Gemeinschaften

Sich Zeit zum Beten zu nehmen und diese Zeit gut zu strukturieren, fällt nicht jedem leicht. Prof. Dr. Heiko und Christel Hörnicke, Stuttgart, gaben für unser Internet-Portal Erfahrungsreich.de einige Tipps, wie das gelingen kann. Mit Einverständnis der Autoren geben wir ihre Überlegungen hier gerne wieder.

Der Beitrag von Heiko und Christel Hörnicke behandelt das Gebet in Ehe und/oder Zweiergemeinschaft, im größeren Gebetskreis wie die Schuldung im und für das Beten.

Gebet in Ehe und Zweierschaft

Im Laufe unserer Ehe haben meine Frau und ich uns immer Zeit zum Beten genommen. Morgens, bevor die Kinder aufwachten, war unsere Stillezeit dran. Unsere Erkenntnisse und Probleme haben wir dann zu Gott gebracht. Viel Zeit blieb uns dafür leider nicht.

Nachdem die Kinder aus dem Haus waren, fanden wir eher ungestört Zeit zum Beten. Auf Dauer wollten wir aber unseren Gebeten mehr Struktur und Inhalt geben. Dafür fanden wir die Vorschläge hilfreich, die jeweils vorn im Lösungsheft der Herrnhuter Brüdergemeinde gegeben werden. Wir haben sie für unsere Situation modifiziert. So ergibt sich bei uns folgende Abfolge:

- Jeden Tag zu Anfang: Gesundheit und Schutz für uns, unsere Familien und Freunde; für die Kranken, für wichtige Termine,
- Sonntag: Verwitwete, gefährdete und geschiedene Ehen, Freunde,
- Montag: Personen aus unseren Hauskreisen,
- Dienstag: Gebetskreise, Stadtgebetsarbeit,
- Mittwoch: Personen, die wir geistlich begleiten,
- Donnerstag: Befreundete Werke,
- Freitag: Unsere Obrigkeit am Ort, im Land, im

Bund, in Krisenregionen,
- Samstag; Kirchengemeinden, Reich Gottes.
Je nach persönlicher Situation und Umfeld werden solche Themen unterschiedlich sein.

Gebet in einem Gebetskreis

Nach der Berufstätigkeit hatten wir das Glück, viele Jahre in gemeindeübergreifenden Gebetskreisen zu sein. Hier stehen andere Themen im Vordergrund: Zunächst muss jeder die Möglichkeit haben, aktuelle Nöte oder wichtige Termine zu nennen. Am besten wird dann gleich dafür gebetet. Das führt oft dazu, dass beim nächsten Treffen Einzelne berichten, wie Gott wunderbar eingegriffen hat. Oder aber auch, dass die Not noch weiter besteht.

Vornehmlich geht es aber um die geistliche Situation am Ort, in unserer Region, in unserem Land. Wenn Personen aus verschiedenen Gemeinden oder Denominationen dabei sind, erhält man viele wichtige Informationen. Es wächst eine Verbundenheit über Gemeindegrenzen hinaus. Der Leib Christi in seiner Vielfalt wird erfahrbar. Das in einer mittelgroßen Stadt zu erleben, war für uns ein geistlicher Lernprozess. Umso mehr sind wir betroffen, dass in dem Stadtteil, in dem wir jetzt leben, solche übergemeindlichen Kontakte fehlen. Die Gemeinden leben nebeneinander her. Wie viel mehr könnten die Christen in der Öffentlichkeit präsent sein, wenn die unterschiedlichen Richtungen mehr von einander wüssten, Vorurteile abbauten, sich in ihrer Verschiedenheit ergänzten. Vor allen sollten Achtung und Wertschätzung wachsen.

So beten wir dafür, dass die Christen zueinander finden und dass Gebetskreise entstehen unter Schülern, Lehrern, Geschäftsleuten, Müttern und vielleicht noch anderen Gruppen. Wir sind gespannt, wie Gott dieses Gebet beantwortet.

Gebetsschulungen einbauen

Es motiviert sehr, wenn einige Gebetsgruppen sich zu einer Schulung am Samstag oder für ein ganzes Wochenende treffen. Dann kann man einen Referenten einladen, der Hintergrundinformationen und Anleitung gibt. Wichtige Themen könnten sein:

- Die geistliche Geschichte unseres Ortes/unserer Region,
- Gebetsbewegungen weltweit,
- Gebetsbewegungen in der Kirchengeschichte

Es geht dabei um folgendes: Gemeinsam beten aber wie?

Mosaik der Projekte Ideenfülle beim Brotzeit- Jahrestreffen in Neudietendorf von Martin Herrbruck, Berlin

Vor einigen Tagen habe ich für eine Zeitschrift der Entwicklungspolitik einen Artikel über das ESW-Projekt „BrotZeit“ geschrieben. Da vermutlich die Mehrheit der Leser dieser Zeitschrift nicht Insider kirchlichen Lebens sind, suchte ich eine Überschrift „mit Haken“. Ich fand sie dann in der Formulierung „BrotZeit eine Bewegung in der Grauzone“.

Für diese Aufgabe habe ich in Akten und Mitschriften nachgelesen und war erstaunt über die Entwicklung der letzten Jahre und die Lernprozesse, die zwischen den Vorstellungen der Gründerjahre, mit der Idee Frieder Theysohns, und dem gerade zu Ende gegangenen Jahrestreffen 2010 in Neudietendorf abzulesen ist. „BrotZeit“ ist nun wirklich eine reale und agile Bewegung in der Grauzone geworden.

Das Thema der Jahrestagung lautete „Rechenschaft über die Hoffnung die in uns ist: Welche Rechenschaft geben wir von welcher Hoffnung?“ (1. Petr. 3, 15).

Diese Fragestellung ist die konsequente Fortsetzung eines Auseinandersetzungsprozesses mit der Studie „Zukunftsfähiges Deutschland in einer globalisierten Welt“, die uns im Jahre 2009 beim Jahrestreffen und danach im Reden und Fragen in den Gruppen nachhaltig beschäftigt hat. Wir hatten im Vorjahr einen der Autoren und Lektor dieser Studie, Dr. Manfred Linz, als Re-

ferenten einladen können, der uns dabei die Einsicht in die Notwendigkeit eines Paradigmenwechsels von Lebenshaltung, Politik und Wirtschaft vermittelt hatte. Und uns danach mit der Frage auf den Weg schickte, wie wir von der Einsicht zum Handeln kommen könnten. Das hinterließ Unruhe in uns. Das Problem war nicht, ob die Analysen des Wuppertal-Instituts und die Lösungsansätze verstehbar und nachvollziehbar sind. Das war unbestritten. Es ging uns in unserem Nach-Denken um die Frage, welche Ethik oder Motivation uns zum Handeln bringen soll und will, die in der breit angelegten Studie verständlicherweise nicht erörtert wurde. Und da galt es für uns herauszufinden, welche senioren-gerechten Herausforderungen darin stecken. Das wollten wir nun selbst für uns erkunden und wir haben diesmal die Bischöfin Wartenberg-Potter eingeladen, um mit ihr und durch sie zu einer Antwort zu kommen. Erwartet hatten wir eine pragmatische Orientierung, aber es wurde eine seelsorgerliche Rede, die mehr das Herz als den Kopf meinte. Es wurde ein Hineinhören in die Bibel als dem Buch der Wirklichkeit. Seitdem begleiten uns nun Sätze, die Zeichen der Hoffnung sind. So wie diese:

- Die Urgemeinde lebte mit einer Hoffnung auf eine neue Welt der Menschen, nicht hinter dem Sternenzelt - sondern in der Nah-Welt.
- Hoffnung ist immer das, was in uns hinein kommen muss.
- Gott lieben heißt, seine Taten nachahmen: Gerechtigkeit, Wahrheit, Liebe und Güte.
- Hoffnung muss man tun, praktisch.
- Armutslinderung geht nur durch Reichtumsminderung.
- Engagement drängt sich auf.
- Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht. (W. Havel)

Über Gerechtigkeitsdefizite reden Neudietendorf bei Erfurt war nun schon zum zweiten Mal Tagungsort des Brotzeit-Jahrestreffens. Es liegt geografisch zentral in der Mitte

Deutschlands. Und das Zinsendorf-Haus ist eine gut restaurierte Tagungsstätte geworden, in dem Geist und Stil der Brüdergemeinde die Gäste wohltuend und vielfältig umgeben. Und wie auch im vergangenen Jahr empfing uns auch diesmal ein sonniges und blütenreiches Tagungsgelände. Uns blieben für diese Begegnung zwei Tage. Und das bedeutete, dass ohne lange Vorreden das Thema aufgenommen wurde. Am Abend wurde ein Mosaik der Initiativen und Projekte von BrotZeit in einer spielerischen Redaktionssitzung für eine noch imaginären Brot-Zeitung vorgestellt. Es gibt inzwischen etwa zehn Kristallisationspunkte von BrotZeit in der Bundesrepublik, die sich in unterschiedlicher Anbindung und Weise in die Arbeit der Ökumenischen Diakonie, bzw. in die Aktion Brot für die Welt einbringen. Und es gibt einen großen Gesprächsbedarf zu Glaubensfragen, Gesellschaftsproblemen und den Gerechtigkeitsdefiziten. Auch haben sich die Jahrestreffen zu einer Begegnungsebene zwischen Ost und West entwickelt, obwohl das Thema und die Befindlichkeiten darin nicht konfliktarm sind. Zwischen der Ostsee, Bremen und den Alpen haben viele Biografien Geschichte geprägt und auch umgekehrt. Die in ihrer Verschiedenheit gehört und verstanden werden wollen, wenn wir ein Volk sind bzw. sein wollen.

So hatten wir Dr. Barbara Wiesener, eine sechsfache Mutter, Pfarrerstochter, Germanistin und Journalistin eingeladen, die vor kurzem ihr Tagebuch aus der DDR-Zeit veröffentlicht hat, weil Biografien mehr erzählen als Leitartikel. Es war eine eindrucksvolle Lesung mit vielen Nachtgesprächen.

Die so genannten Morgenzeiten waren eine neue Idee, ein Freiraum, in dem sich Gruppen und Personen in unterschiedlicher Weise mit ihrem spirituellem Sein und ihren Fragen an ihr Leben im Glauben einbrachten. Ein sehr nachhaltiges Erlebnis war für viele eine ausführliche Führung durch Neudietendorf, diesen von einer Brüdergemeinde geprägten Ort mit seinen Zeugnissen, Einrichtungen und Gebäuden. Und dem Erinnern an Menschen, deren Hinterlassenschaft bis heute ein Stück weit gelebter Verkündigung und wegweisende Hoffnung sind. Meine Hoffnung nach

diesen Tagen in Neudietendorf ist, dass diese Jahrestagung 2010 wiederum eine Samenhandlung war und vielleicht für viele auch ein Fest der Hoffnung. Obwohl man auch sagen kann: Eine Begegnung in der Grauzone. Wir freuen uns schon auf ein Wiedersehen.

Auch Beruf und Pflege versöhnen BAGSO begrüßt Vorschlag zur Pflegezeit

Die frühere Familienministerin und jetzige Vorsitzende des Dachverbands der Senioren-Organisationen BAGSO, Ursula Lehr, unterstützt die Initiative von Bundesministerin Kristina Schröder ausdrücklich. „Es geht nicht um eine Korrektur der Pflegeversicherung, sondern um die Vereinbarkeit der häuslichen Pflege mit der Berufstätigkeit der Pflegenden. Diese Frage ist wichtig, denn wir wissen aus Studien, dass sich, wer nicht nur zu Hause bleibt, mit der Pflege leichter tut. Mit einer Freistellung allein ist es daher nicht getan.“

Die Diskussion darüber, was wir besser machen können, von Seiten der Politik, aber auch von Seiten der Unternehmen, hält die Altersforscherin für überfällig. „Wenn Sie als berufstätige Frau Kinder haben, dann fragen die Kollegen jeden Tag danach. Betreuen Sie einen Angehörigen, ist das häufig ein Tabu am Arbeitsplatz. Für die Betroffenen ist ein offenerer Umgang mit dem Thema wichtig.“

Vor allem die Unternehmen sieht Lehr in der Pflicht. Von flexiblen Arbeitszeitmodellen, die über den vorgeschlagenen gesetzlichen Rahmen hinausgehen können, bis hin zu praktischen Unterstützungsangeboten, sei vieles möglich und sinnvoll, um Arbeitsplätze auf die Notwendigkeiten einer alternden Gesellschaft einzustellen. „Es macht überhaupt keinen Sinn, nur an betriebliche Kindertagesstätten zu denken. Von Unternehmen getragene oder geförderte Tagespflegeangebote sind mindestens ebenso wichtig.

Bereits heute dürfte die Zahl berufstätiger Frauen, die ältere Angehörige betreuen, die Zahl berufstätiger Frauen mit Kindern unter sechs Jahren übersteigen“, so die Einschätzung der BAGSO-Vorsitzenden.

Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen BAGSO vertritt über ihre 101 Mitgliedsverbände, darunter auch das ESW, rund 13 Millionen ältere Menschen in Deutschland.

Eine andere Stadt suchen ÖAB wählt Jahreslosung für 2013

Auf der Jahrestagung der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft für Bibellesen ÖAB, in der Reinhart Weiss das ESW vertritt und die vom 8. bis 10. Februar 2010 in Wien tagte, wurden die Jahreslosung und die Monatssprüche für das Jahr 2013 gewählt. Die Jahreslosung für das Jahr 2013 steht im Hebräer-Brief 13,14 (L) und lautet: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“.

Auf der Tagung waren Beauftragte der 23 Mitglieder der ÖAB und die Beraterin und Berater vertreten. Ebenso stimmberechtigt beteiligt waren drei Jugenddelegierte der Pädagogischen Hochschule in Wien/ Krems. Die Jahreslosungen 2010 bis 2012 lauten: Für 2010: Joh. 14,1 „Jesus Christus spricht: Euer Herz erschrecke nicht! Glaubt an Gott und glaubt an mich!“ Für 2011 wurde festgelegt „Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem“ (Röm 12,21). Die Jahreslosung 2012 lautet „Jesus Christus spricht: Meine Kraft ist in den Schwachen mächtig“. (2. Korintherbrief 12, 9; alles nach der Lutherbibel).

Die ÖAB gibt zwei Bibellesepläne heraus, die in vier bzw. acht Jahren durch die Bibel führen. Die Lesepläne erscheinen in zahlreichen Publikationen u. a. in Deutschland, Österreich, der Schweiz sowie im Elsass. Die Monatssprüche werden aus

den vorgesehenen Lesungen des jeweiligen Monats und die Jahreslosung aus den Leseeinheiten des Jahres vorgeschlagen, eingehend beraten und dann beschlossen. Weitere Informationen und Kontakt unter: www.oeab.de oder Tel. 030-83 001-313.

In der BAGSO gut aufgestellt Auch Irmtraut Pütter im Vorstand

In den Vorstand der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO kooptiert wurde nun auch ESW-Vorstandsmitglied Irmtraut Pütter. Die in Ratingen bei Düsseldorf ansässige neue BAGSO-Vorstandsvertreterin war lange führend in der Evangelischen Kirche des Rheinlands und ihrer Akademie aktiv. Sie ist auch leitend im Deutschen Evangelischen Frauenbund DEF tätig. Die Trägerin des Bundesverdienstkreuzes Irmtraut Pütter wird im BAGSO-Vorstand für das ESW und den DEF die Schwerpunkte Verbraucherpolitik sowie Glaube und Spiritualität vertreten. Mit Irmtraut Pütter, Elisabeth Heinecke und Dr. Erika Neubauer ist das ESW in der Senioren-Dachorganisation BAGSO somit hervorragend vertreten.

Vielfältig aktiv Das Engagement älterer Menschen ist ein Gewinn für alle

Anlässlich des diesjährigen Tages der älteren Generation verwies die Vorsitzende Ursula Lehr der Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen BAGSO, in der auch das ESW mitarbeitet, auf die außerordentlichen Leistungen, die die ältere Generation für unsere

Gesellschaft erbringt. Der Tag der älteren Generation wurde 1968 von der Lebensabend-Bewegung ins Leben gerufen und wird jeweils am ersten Mittwoch im April begangen.

„Die Rolle, die ältere Menschen in unserer Gesellschaft einnehmen, ist nicht, hinter dem Ofen zu sitzen und auf das Ende zu warten oder sich im Konsum- und Reiser Austausch zu ergehen“, sagte die Gerontologin und BAGSO-Vorsitzende Lehr. „Vielmehr engagieren sie sich in ihren Familien, sie kümmern sich sowohl um ihre hochaltrigen pflegebedürftigen Eltern als auch um ihre Enkelkinder. Darüber hinaus sind viele in den unterschiedlichsten Organisationen aktiv, so in den 101 Verbänden, die sich zur Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen zusammengeschlossen haben. Es ist an der Zeit, dass ihr Beitrag für unsere Gesellschaft gesehen und auch anerkannt wird. Dafür machen wir uns als Lobby der Älteren stark.“

Ein Einblick in die Aktivitäten der 101 BAGSO-Verbände und ihrer 13 Millionen Mitglieder ist zu gewinnen unter dem Portal www.bagso.de.

Umkehr

***Ich lass es sein und bleiben!
Entfernt leb ich von Gott.
Mein Denken und mein Treiben
Führt mich in große Not.***

***Gott, zeig mir meine Schranken,
Vertreib die Eitelkeit!
Dafür will ich Dir danken
In alle Ewigkeit.***

Reinhard Ellsel
zum Monatsspruch Juli 2010:
So bekehre dich nun zu deinem Gott,
halte fest an Barmherzigkeit und Recht
und hoffe stets auf deinen Gott!

Hosea 12,7

Für Sie gelesen....von Hans Steinacker

Eine Lobby für die Armen

Geschmackvoll als Leseanreiz aufgemacht und mit konkreten Fakten über ein „lästiges“ Thema prall gefüllt, kommt dem Rezensenten diese Compassion-Studie auf den Schreibtisch. „Compassion im Namen Jesu“ nennt sich die größte christliche Hilfsorganisation für Kinder in den USA. Sie arbeitet in 25 Ländern und schon lange, lange Zeit in Haiti. Seit kurzem gibt es sie auch in Deutschland und wird hier von integren Christen verantwortet. Das Marburger Forschungsinstitut „empirica“ hat nun eine Studie veröffentlicht, deren interessantes Zahlenwerk aufschlüsselt, welche Informationsdefizite Christen in unserem Land haben, wenn es um Armut und Gerechtigkeit geht. Steve Volke, der deutsche Compassion-Direktor, nervt uns dabei mit provokanten Fragen: „Was würde Ihrer Stadt fehlen, wenn es Ihre Gemeinde nicht mehr gäbe? Hat Ihre Gemeinde tatsächlich eine gute Nachricht für arme Menschen?“ Zum Schluss sei zur Vorsicht gemahnt: Wer sich den Inhalt des Buches zu eigen gemacht hat, könnte seine Bereitschaft zum Spenden neu auf den Prüfstand stellen und nach den Konsequenzen seiner Jesus-Nachfolge fragen, was durchaus im Sinne dieser gut gemachten „Lobby“-Information ist. Informationen über das Hilfswerk gibt es über compassion-de.org.

Weltblick. Was Christen über Armut denken. Gebunden, durchgehend farbig. Schwarzenfeld: Neufeld 2010. 96 Seiten. ISBN 978-3-937896-93-9. 9,90 Euro.

Die Frau mit den fünf Elefanten

Zu dem gleichnamigen Filmporträt eines preisgekrönten Dokumentarfilmers ist ein grandioses Porträt der Grande Dame der russischen Übersetzer, Swetlana Geier, erschienen. 1923 als Tochter eines dem stalinistischen Terror zum Opfer gefallenen Agrarwissenschaftlers arbeitete sie als junge Frau nach dem Einmarsch der

Deutschen als Dolmetscherin und gelangte 1943 mit ihrer Mutter in ein Ostarbeiter-Lager nach Deutschland. Stationen ihres Lebensweges sind noch während des Krieges eine Begabtenprüfung, Stipendium der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, Studium der Literatur- und vergleichenden Sprachwissenschaften in Freiburg/Breisgau, wo sie bis heute lebt und auch noch täglich arbeitet. Neben ihrer Tätigkeit als Lektorin für russische Sprache in Freiburg und Karlsruhe hat sie nicht nur zahlreiche Werke aus dem Russischen übersetzt, sondern seit 1994 die großen weltbekannten Romane von Dostojewskij, eben die „fünf Elefanten“. Als eine der bedeutendsten Übersetzerinnen ist sie mit zahlreichen Preisen und einer Ehrendoktorwürde ausgezeichnet worden. Aber ihr schlichtes Bekenntnis ist: „Ich habe mich nie als Übersetzerin gesehen. Auch heute, nach 50 Jahren, nicht. Ich glaube, ich fühle mich einfach als mich selber. Ich lebe gern, ich atme gern. Und Übersetzen ist eine Form zu atmen.“ Swetlana Geier: Ein Leben zwischen den Sprachen.

Russisch-deutsche Erinnerungsbilder.

Aufgezeichnet von Taja Gut. 197 Seiten. Fotos. Klappenbroschur. 12,80 Euro. Pforte.

Erlebnisfahrt mit der Transsib

Wer hätte nicht schon einmal an seinen immer wieder verdrängten Jugendtraum gedacht, sich sechs Tage dem monotonen Rattatam-Rhythmus der Transsibirischen Eisenbahn auf ihrer weltlängsten Linie von 9 288 Kilometern auszusetzen. Was 27 komfortable Wohn-/Schlaf-Wagen mit einer imposanten Länge von 650 Metern, gezogen von einer bulligen 7.000 PS starken E-Lok, dem Betrachter an unvergesslichen Impressionen und Erlebnissen bieten können, hat ein stattliches Lesebuch versammelt. Unter der Devise, das Ziel ist der Weg, der nicht lang genug sein kann, handeln fast 30 Autoren, unter ihnen Prominente wie Fridjof Nansen, Sven Hedin, Hardy Krüger und Sigrid Undset spannend und nebenbei auch lehrreich über den Schienenstrang der Superlative. Nicht nur weite Räume mit eindrucksvollen Landschaften, sondern auch

aufregende Epochen wie Zarenzeit und Sowjet-Imperium kann man auf ihnen durchstreifen. Das Buch ist ein einziges Leseabenteuer, mahnt aber den vom Inhalt hingerissenen Leser, das Buch endlich doch weg zu legen und zu vergessen. Denn es gibt nur die Alternative, das nächste Reisebüro wegen eines baldigen Reiseterrins zu konsultieren und sogleich auch den Reiseführer aus dem gleichen Verlag zu bestellen.

Hans Engberding, Bodo Thöns (Hrsg): Transsib-Lesebuch. Reiseerlebnisse. 368 Seiten, zahlreiche Illustrationen, detaillierte Karte.

Trescher. 14,95 Euro.

Hans Engberding, Bodo Thöns: Transsib-Handbuch. Reiseführer. 438 Seiten. 6. Auflage.

Trescher. 19,95 Euro

Das ungewöhnliche Buch einer ungewöhnlichen Frau

Der Verleger Friedrich Hänssler befragt Irmhild Bärend nach ihrem Leben. Aber es geht nicht um eine Auflistung von biografischen Höhepunkten. Nachdem Irmhilds Vater 1945 infolge der Verschleppung durch russische Soldaten getötet wurde, ist ihre Gott vertrauende Mutter Halt und Hort der Restfamilie mit einer Tochter und zwei Söhnen. Die Nachkriegszeit mit dem Hin- und Hergerissen-Werden von Menschen bringt eine Leben verändernde Perspektive, als die drei Teenager nach und nach durch die Begegnung mit dem bekannten englischen Evangelisten Major Ian Thomas, Capernwray Hall, in eine konkrete Glaubensbeziehung zu Jesus Christus kommen. Während ihr Bruder Hartmut einmal die Leitung des Amtes für missionarische Dienste (AMD) übernehmen wird, ist der jüngere Juristenbruder bis zu seinem frühen Tod ein „Straßenmissionar“, der seine dienstfreien Stunden in einem wichtigen Bundesamt zu missionarischen Aktionen nutzt. Irmhild zeigt starkes Interesse an Literatur und Philosophie und promoviert über Wilhelm Raabe. Es ist das Handwerkzeug, das ihr eine dreißigjährige Leitung der deutschsprachigen Ausgabe der internationalen Zeitschrift „Entscheidung“ der Billy Graham Gesellschaft ermöglicht. „Nebenbei“ baut sie den deutschen Zweig der Hilfsaktion „Geschenke der

Hoffnung“ auf, die unter dem Namen „Weihnachten im Schuhkarton“ als Markenzeichen für konkrete Kinderhilfe in der Dritten Welt bekannt wurde. Nach einer ermüdenden Dienstreise mit einem anstrengenden Sitzungsmarathon im November 2004 in die USA geht sie am nächsten Tag sofort ins Büro. Ausgewert und weil ihr unwohl ist, sucht sie nachts das Bad auf. Sie muss wohl gestürzt sein, denn später wacht sie aus einer Ohnmacht auf. Die Katastrophe ist da: Eine inkomplette Querschnittlähmung mit der Diagnose: „Sie sind ein totaler Pflegefall.“ Und das heißt, bis in die letzte Konsequenzen abhängig zu sein von Menschen. Aber Irmhild Bärend weiß, dass sie in erster Linie abhängig von Gott ist. Es ist eine neue Lebensphase, die den Rezensenten bewegt, der sie vor Jahren in ihrer gewinnenden Aktivität und Fröhlichkeit kennen gelernt hat. Bei der Lektüre lernt er, dass Gott auch durch schwere Zeiten trägt. Irmhild Bärend. Mein Rollstuhl hat Flügel. Gebunden. Fotos. 142 Seiten. SCM Hänssler. 10,95 Euro

Dem Geheimnis der Liebe auf der Spur
Und nicht nur das: Wir kommen auch dem Lebensgeheimnis von Jan Vanier auf die Spur.
Jahrgang 1928, Studium in Toronto und Paris, Dozent der Philosophie, bis Vanier plötzlich der Ruf Gottes traf und seine Biografie radikal veränderte. In dem französischen Nest Trosly brachte er in einem sanierungsbedürftigen Gebäude eine kleine Gemeinschaft von Menschen mit und ohne Behinderung zu einem gemeinsamen Leben zusammen. Daraus entstand die bekannte Kommunität Arche, die heute weltweit 130 Gemeinschaften umfasst. Auch der bekannte Henri Nouwen lebte seit 1986 dort (vgl. auch Kathryn Spink: Jean Vanier und die Arche, Neufeld-Verlag). In sechs Leseeinheiten oder Lebensimpulsen entfaltet der hoch betagte Autor Schritte auf einem Weg des Glaubens und der Liebe, die in bestechender Einfachheit den Leser in das Zentrum des Evangeliums von der Liebe Gottes führen und die Kraft der versöhnenden Vergeltung als ein befreiendes Lebensprinzip anschaulich machen.

Ein Buch für das Jahr der Stille.
Jean Vanier. Weites Herz. 144 Seiten, gebunden
mit Schutzumschlag, 13,5 x 21 cm. Neufeld.
14,90 Euro

...von Kurt Witterstätter



Heilsam und kommunikativ
Rund 60 bekannte Volkslieder von „Abends,
wenn ich schlafen geh“ bis „Wohlauf in Gottes
schöne Welt“ untersucht Friedrich Haarhaus in
seinem neuen, im Leipziger Benno-Verlag
erschienenen „Grossen Buch der christlichen
Volkslieder“ auf ihren christ-kirchlichen Ur-
sprung. Die Lieder, von denen auch zwanzig auf
einer CD gesungen beigegeben sind, werden
nicht nur in Text und Noten, sondern auch mit
ihrem Entstehungshintergrund dargestellt; vielen
sind auch passende Gebete für Andachts-
stunden beigegeben. Manche Dankeslieder sind
aus Paul Gerhardts Feder zum Dank für das
Ende des Dreißigjährigen Krieges aufgenommen.
Haarhaus, der zu den Mitbegründern des ESW
gehört und lange als Schriftleiter amtierte, ist
überzeugt: Viele dieser Lieder schlummern

gerade in älteren Menschen. Sie sind voller
Gleichnisse und Bilder wie Jesu Reden. Sie zu
singen ist heilsam und kommunikativ. Dazu kann
dieses 272 Seiten starke Liederbuch gut anre-
gen. Gegliedert ist es in die Abschnitte Morgen
und Abend, Jahreszeiten, Aufbruch und Ab-
schied, Natur, Liebe, christliches Leben sowie
Advent und Weihnacht. Einen ökumenischen
Bezug stellen Humperdincks „Abendsegen“ zum
Michaelisfest und die Mai-Lieder mit der
Marienverehrung her.

Friedrich Haarhaus: Das große Buch der
christlichen Volkslieder. 272 Seiten mit CD.
Leipzig: Benno-Verlag 2010. ISBN 978-3-7462-
2849-5. 14,90 Euro.



Kein Brot für die Welt
Glasklar benennt der Agrarwissenschaftler und
Funkjournalist Wilfried Bommert in seinem Buch
„Kein Brot für die Welt. Die Zukunft der
Welternährung“ die Ursachen dafür, dass von
den bald sieben Milliarden Menschen der Erde
weiterhin mindestens eine Milliarde Hunger wird

weiterhin mindestens eine Milliarde Hunger wird leiden müssen: Bodenerosion, Klimaerwärmung, Wasserknappheit, Artenrückgang. So schwer der allgemeine Raubbau an den natürlichen Nahrungsgrundlagen angesichts der Egoismen der Reichen einzudämmen ist, so einfach wären doch viele hausgemachte Probleme zu lösen: Würde nur weniger Fleisch verzehrt, wäre das in die Aufzucht der Turbo-Tiere fließende Wasser und Getreide den Darbenden zu geben. Mit der Förderung einer „Landwirtschaft von unten“ durch Kleinbauern („Via Campesina“ und „Urban Agriculture“) könnte Hilfe zur Selbsthilfe gegen den Hunger geleistet werden. Stattdessen zerstören subventionierte Agrarexporte und industrielle Agrochemie in der Dritten Welt weiter die natürlichen Grundlagen für genügend Brot in der Welt.

Wilfried Bommert: Kein Brot für die Welt. Die Zukunft der Welternährung. 351 Seiten. München: Riemann 2009. ISBN 978-3-570-50108-5. 19,95 Euro

Selbstbewusst gegen den Westen

Die Welt ist am Ende dieses 21. Jahrhunderts eine andere: Sie wird dominiert von den ehemaligen Kolonialgebieten in Lateinamerika, Afrika und Südasien. Werden diese Völker dann Rache nehmen für die Erniedrigungen ihrer Vorfahren in der Kolonialzeit und für die noch andauernde Ausbeutung durch den (Finanz-)Kapitalismus des Westens? Jean Ziegler versucht, in seinem lesenswerten, bei C. Bertelsmann erschienenen Buch „Der Hass auf den Westen“ die Jahrhunderte zu überschauen. Das geht von der Feststellung der Inquisition 1550 „Die Indianer verdienen es nicht besser, denn mit ihren Sünden und Götzendiensten versündigen sie sich gegen Gott“ (S. 184) über die Worte des Predigers von 1663 an die Sklaven „Eure Leiden gleichen denen unseres Herrn am Kreuz aufs Haar“ (S. 40) bis zur derzeitigen indianischen Renaissance mit „Nacionalizacion es vivir bien“ („Verstaatlichung heißt gut leben“ S. 237) bei Evo Morales' Vereidigung 2007 in El Alto/Bolivien. Helfen kann den vom Finanzkapital ausgeplünderten Ländern nur die Mobilisierung



ihres kollektiven Gedächtnisses und die Wiedergewinnung ihrer ethnischen Identität. Entstehen müssen souveräne, ökonomisch eigenständige Nationen, die imstande sind, mit dem Westen zu brechen. Die Chance für den Süden besteht, aufzubrechen. Die Hoffnung bleibt, dass dabei der von gegenseitiger Achtung getragene zwischenstaatliche Dialog nicht abreißt.

Jean Ziegler: Der Hass auf den Westen. Wie sich die armen Völker gegen den wirtschaftlichen Weltkrieg wehren. 288 Seiten. München: C. Bertelsmann 2009. ISBN 978-3-570-01132-4. 19,95 Euro.



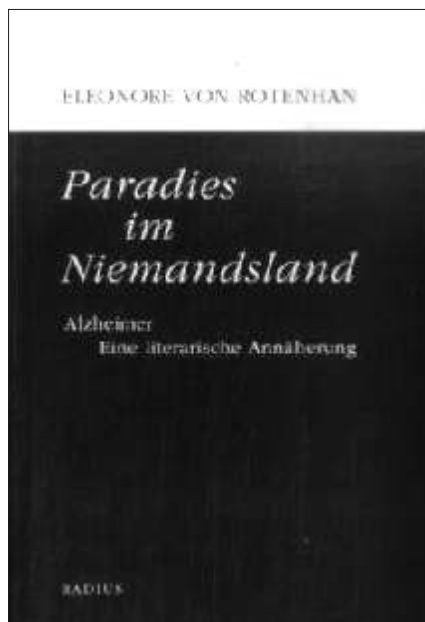
Blick von der anderen Seite
 In einer Gesellschaft des langen Alters gibt es Alterns-Ratgeber in Fülle. Die Therapeutin Eva Jaeggi legt nun mit ihrem 160seitigen Buch „Tritt einen Schritt zurück und du siehst mehr. Gelassen älter werden“ einen weiteren hinzu. Das Rezept lautet gelassenes Innehalten: Erlittene Verluste auch einmal von der anderen Seite betrachten und einmal etwas Neues ausprobieren. An vielen Beispielen aus ihrer therapeutischen Praxis gibt Eva Jaeggi Motivationshilfen für Lebenskrisen im höheren Alter. Sie laufen darauf hinaus, beim Altern von der Selbstzentrierung auf die eigene Persönlichkeit abzurücken und unter einem veränderten Blickwinkel zu entkrampfen: Bei Funktionsverlusten Projekte in Ehrenamt und Kulturszene anzuleiern. In der erweiterten Familie sind postparentale Distanz und Respektieren des

Eigenlebens der erwachsenen Kinder angesagt, mit alten Freunden sollte man die gemeinsamen Lebenserinnerungen mit dem Hier und Heute verknüpfen. Bei krankheitsbedingten Einschränkungen solle man nicht in Panik geraten, den Körper aber sorgfältig beobachten und Hilfsmittel nicht verschmähen. Isolation können der Therapeutin zufolge durch Natur und Musik kompensiert werden, zu Transzendenz müsse das Leben neu gewertet werden und mit Sterbenden solle man nur insoweit mitgehen, als diese dazu bereit sind. Eva Jaeggis Buch über die Gelassenheit im Alter ist ein leicht geschürzter, aber anschaulicher und im Gesamten handlicher Ratgeber.

Eva Jaeggi: Tritt einen Schritt zurück und du siehst mehr. Gelassen älter werden. 160 Seiten. Freiburg: Herder 2009. ISBN 978-3-451-05894-3. 8,95 Euro

Sich Gottes Nähe öffnen

Die Summe ihrer Erfahrungen mit Alzheimer-Kranken beschreibt Ich-Erzählerin Barbara in Eleonore von Rotenhans „Paradies im Niemandsland“ so: „Galt nicht für diese, dass sie, Sprache und Verstand hinter sich lassend, sich endlich öffnen konnten für eine Form von Gottesnähe, die nicht im Bewusstsein erkannt werden kann?“. Wer denkt da nicht an die Bergpredigt von den geistlich Armen im Himmelreich? Eleonore von Rotenhans Barbara schöpft aus zwei Wegstrecken mit Dementen: Mit ihrer Mutter und eine Generation später mit ihrem Ex-Jugendfreund Jörg, der nach Verwitwung ihr Alters-Partner wird. Die im Stuttgarter Radius-Verlag erschienene „Literarische Annäherung“ stößt oft in zeitlichen Parallelen vom Kampf mit den hauswirtschaftlichen, hygienischen und wahrnehmungsgestörten Alltags-Problemen zur Existenz verborgener Dimensionen bei den Dementen vor. Im sozialen Umfeld hat sich mit redenden Angehörigengruppen im Generationenabstand viel gebessert. Die mit hoher Intuition das Innenleben ihrer Nächsten erspürende Erzählheldin holt mit einer Kunst-Therapeutin die verborgenen Fantasiewelten der



Kranken sogar ein Stück heraus und erkennt: „Können nicht in der tiefsten Nacht, wo Erinnerungen, der Verstand oder Worte nicht mehr existieren, die Augen und Gefühle helllichtiger und durchdringender werden?“ Ein beeindruckender Vorstoß in die Eigenwelt Dementer.

Auf jeden Fall

lesens- und empfehlenswert für alle, die Alzheimerkranke betreuen.

Eleonore von Rotenhan: Paradies im Niemandsland. Alzheimer: Eine literarische Annäherung. 156 Seiten. Stuttgart: Radius-Verlag ISBN 978-3-87173-341-3. 15,-- Euro

Rechtshilfe für Behinderte Selbsthilfe Körperbehinderter aktiv

In allen Rechtsfragen für Behinderte bietet ab sofort der Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter e.V. BSK Ratsuchenden im Rahmen einer Mitgliedschaft im BSK an. Die Beratung erstreckt sich auf Auskünfte im Rahmen einer Erstberatung und im Hinblick auf Widerspruchsverfahren gegen Ämter im Bereich des Sozialrechts, insbesondere zu den Sozialgesetzbüchern SGB II (Grundsicherung für Arbeitsuchende), SGB V (Krankenversicherung), SGB IX (Rehabilitation), SGB XI (Pflegeversicherung) und SGB XII (Grundsicherung für Grund-

sicherung für Erwerbsunfähige und Sozialhilfe) sowie das Sozialverwaltungsrecht. Eine Beratung ist in darüber hinausgehenden Rechtsgebieten nach Absprache ebenfalls möglich. Die Kosten für die anwaltlichen Auskünfte sowie viele weitere Vorteile für Menschen mit Körperbehinderung sind durch den BSK-Mitgliedsbeitrag in Höhe von 28 Euro im Jahr abgedeckt. Eine gerichtliche Vertretung der einzelnen Mitglieder des BSK ist darin nicht enthalten, kann aber nach Vereinbarung mit der Fachanwaltschaft auf eigene Kosten in Anspruch genommen werden. Der BSK ist eine bundesweite Interessenvertretung für Menschen mit Körperbehinderung und gemeinnützig tätig. Weitere Auskünfte beim BSK unter Tel. 06294.428142, per E-Mail soziales@bsk-ev.org oder auf der Internetseite mit Adresse www.bsk-ev.org/sozialrechtsberatung. - Postanschrift: Bundesverband Selbsthilfe Körperbehinderter BSK, Altkrautheimer Straße 20, 74238 Krautheim; Tel. 06294.428125, Fax 06294.428129

Auflösung

In unserer Geschichte „Der lüsterne Bürokrat“ über den Stadtschreiber Haspelholz sind sage und schreibe 125 altertümliche Ausdrücke vom Avertissement bis zum Zornickel versteckt.

Herausgeber:
EVANGELISCHES
SENIORENWERK -
Bundesverband für
Frauen und Männer im
Ruhestand e.V.

Vorsitz:
Klaus Meyer, Schlieffenstr. 3,
90491 Nürnberg
Telefon/Fax: 0911/591602,
e-Mail: Vorstand@eswb.de

Redaktion:
Prof. Kurt Witterstätter,
Alfred-Delp-Str. 1, 67346
Speyer -V.i.S.d.PR-
Tel.: 06232/3793, e-Mail:
Kurt.Witterstaetter@
t-online.de

Layout und Satz:
Manfred Storck,
Virchowstr. 14, 67063
Ludwigshafen
Tel.: 0621/523754, Fax:
0621/62900160, e-Mail:
Manfred.Storck@t-online.de
oder
esw.pressebuero@gmx.de

Zuschriften, Druckvorlagen
und Fotos werden an die
Redaktion erbeten!

Redaktionsschluß für die
ESW-Info 4-2010 ist der
1. September 2010

Ständige Mitarbeiter:
Ingrid Bader und Gudrun
Dirscherl, Ludwigshafen;
Kalligraphie: Klaus Dieter
Härtel, Bad Münster am
Stein-Ebernburg;
Druck: DW-Druckerei,
Filderstadt.

Versand:
ESW-Geschäftsstelle
Frau Anneliese Alber

Der ESW-Informationsbrief
erscheint vierteljährlich. Der
Bezugspreis wird durch den
Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Nachdruck gestattet, Beleg-
exemplare sind Pflicht.

Geschäftsstelle
Stafflenbergstraße 76
70184 Stuttgart
Postfach 10 11 42
70010 Stuttgart
Telefon: (07 11) 21 59 - 136 / 137
Telefax: (07 11) 21 59 - 550
esw@diakonie.de
www.evangelisches-seniorenwerk.de